Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Menschen und Parteien.

Ein Roman

von

Arnold Schloenbach.

Dritter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1864.

Inhalt des dritten Bandes.

Erstes Kapitel.

Kreuz- und Quergänge.

Wir haben verschiedene Personen unserer Geschichte in fraglichen Situationen verlassen und müssen uns daher wieder nach ihnen umschauen: Wir verließen das Boudoir des Herrn Ministers, als derselbe seinen begünstigtsten und gefährlichsten Spion, den pompösen Restaurant des Sarastro, in heftiger Aufregung zu sich herein berief. — Wie mochte das wohl in dem sonst so heitersichern Baron von Sturm gekommen sein? Nun, die unglückselige Geschichte von dem, durch den Soldaten erstochenen Lieutenant von Kressel, oder eigentlich dieser Name selbst, dieser Name jener Geliebten seiner Jugend: er hatte plötzlich eine traurige und beklommene Erinnerung an jene Liebe und deren unglückselige Folgen in ihm aufgestört. Und diese Erinnerung war in ihm haften geblieben, so daß sie ihm oft mitten in seine neuen Bestrebungen eintrat. Da hatte der Landrath

von Dippelsingen ihm den Namen Helmenreich genannt; und dieser bis dahin ganz von ihm vergessene Name hatte plötzlich das ganze Ereigniß jener Zeit so lebhaft, so grell und erschreckend vor seine Augen geführt, daß der, sonst so kühl und glatt sich beherrschende Mann in jene Aufregung gerieth, womit er den Landrath entließ und den vertrauten Liebling Lauterbach zu sich hereinrief. Er, der sonst so mißtrauische, vorsichtige, die Menschen wie Tasten eines Claviers benutzende Diplomat, vertraute dem verrätherischen Spion wenigstens die Hauptzüge jenes Ereignisses, und beauftragte ihn dann mit genauer Nachforschung darüber, ob jener Helmenreich derselbe sei; ob dieser Familie habe und welche; kurz, Alles, zu erforschen, was hier nothwendig sei. Herr Lauterbach hatte in einer bewundernswerthen Mischung — nie war eine solche bei einer Bowle ihm besser gelungen — also in einer bewundernswerthen Mischung von ehrfurchtsvoller Theilnahme, unterthänigster Vertraulichkeit und wirklich erhabenem Mitleid das Vertrauen des Herrn Ministers empfangen und ihm feierlichst versprochen, schon morgen Abend alles Nothwendige zu berichten. — Wir verließen dann Herrn Lauterbach, als er in dem vertrauten Cabinetchen seines Sarastro dem Grafen Dornau Alles wieder erzählte,

was der Minister ihm anvertraut hatte. — Es machte auf den Grafen einen merkwürdigen Eindruck. Einestheils fürchtete er im Interesse seines Standesgenossen, daß aus dieser Angelegenheit ein Eclat entstehen könne; und in diesem Interesse mußte Alles angewendet werden, daß die Sache strengstes Geheimniß bleibe. Anderntheils aber freute er sich auch wieder, daß er daraus eine Schlinge für den gewaltigen Herrn drehen könne, von dem man noch nicht recht wußte, ob er unter allen Umständen mit der Schwertpartei gehen werde und nicht vielleicht für sich allein geheime Karte spiele; eine Schlinge für den Herrn, der ihm selbst Schlingen legen wollte, wie der Graf dieses soeben erst aus der Wahrheit des Weines erfahren, den der nebenan schlafende Krummbaum getrunken hatte. Jedenfalls — unter diesen Bestimmungen trennten sich Graf und Wirth — werde der Letztere alle möglichen Recherchen anstellen und dem Grafen sofort darüber berichten. — Und Herr Lauterbach beschloß nun, daß Patze — sein alter, lieber, treuer College, der jetzt so berühmte, einer glänzenden Zukunft entgegenschreitende Künstler — daß Patze, dieser große Esel, ihm die nächste Quelle für seine Entdeckungen sein sollte. Und Patze schwärmte noch in Erinnerungen an seinen herrlichen Doctor, der soeben

erst ihn verlassen hatte, als der pompöse Restaurant bei ihm eintrat, in feierlich schöner Vertraulichkeit sein in Wohlgerüchen duftendes Haupt zu einem Kusse ihm entgegensenkte und die reichberingte Hand mit den schneeweißen Manschetten bewundernd auf die Schultern des großen, theuren Künstlers legte. Aber unser Patze war nunmehr schon gefeit gegen dergleichen; es überkam ihn ein bissiger Humor, als er die mählig anrückenden Absichten des humanen Sarastro auf Helmenreich, Emma, Brand u. s. w. merkte und dieselben in Verbindung brachte mit den Absichten des edlen Herrn Landraths und des frommen Generals-Superintendenten, die es noch kurz vorher vermocht hatten, ihn beinahe, wie er sich ausdrückte, „gehörig zu leimen.“ Er beschloß daher, Herrn Lauterbach nun für die beiden Herren mitbezahlen zu lassen, und daß er ihn derartig beschwindeln wolle, daß es einen Spaß gebe für lange Zeit. Aus diesem Humor heraus spielte er denn zum ersten Male in seinem Leben Komödie außerhalb der Bühne, und zwar so gut, wie er wohl niemals auf derselben gespielt hatte. Er vertraute dem scheinbar gleichgültigen, doch listig lauernden Herrn Lauterbach zunächst das tiefe Geheimniß an, daß der fromme General-Superintendent Krummbaum der bepelzte und

blaubebrillte Fremde im Theater, ja, der eigentliche leibhafte Darsteller des Shylock gewesen sei. Herr Lauterbach verlor bei dieser kolossalen Entdeckung beinahe seine ganze Sarastrohaltung; erst vor Staunen, dann vor Lachen und zuletzt vor einem Gemisch von beidem. Gerade das Unglaublichste glauben wir oft am ehesten, wenn es so urplötzlich auftritt wie hier, und gerade die raffinirtesten Betrüger werden in ihrer hochmüthigen Sicherheit als Solche, oft am allerleichtesten betrogen. Kurz, Herr Lauterbach glaubte die Geschichte ohne Weiteres, und zwar um so eher, da er immer schon irgend etwas Besonderes bei der ganzen Angelegenheit gemunkelt und dem armseligen Patze jene geniale Darstellung ebensowenig zugetraut hatte, als es ihm jetzt einfiel, daß derselbe fähig sei, mit ihm solche Komödie zu spielen. Er mußte seinem Patze nun zunächst den feierlichsten Eid schwören, dieses ihm anvertraute Geheimniß lautlos wie ein Grab zu bewahren; und er schwur diesen Eid in den tiefsten Tönen, die ihm zu eigen waren, und mit erhabener Biederkeit eines Freundes auf Tod und Leben. Indessen freute er sich schon unendlich darauf, die ganze Geschichte seinem Busenfreund Benno sobald als möglich zu erzählen. Jetzt aber mußte er zur eigentlichen Hauptsache, zur

Frage nach dem Ursprung der Familie Helmenreich gelangen. Er begann also zu forschen und Patze stutzte. Der schlaue Restaurant bemerkte das wohl und wurde um so dringender. Er schenkte seinem geliebten Freunde einen Tomback-Ring mit einem Rheinkiesel und schwur bei dem Haupte seines Kindes — obgleich er kein Kind besaß — dies sei ein kostbares Geschenk von der kaiserlich-russischen Fürstin Alexandrowitschki für sein „tiefes Doch" als Sarastro. — Dann forschte er weiter. — Aber Patze, der kenntnißreiche Schmuckverfertiger, wußte recht wohl die Gabe seines Freundes und danach auch dessen Freundschaft zu würdigen. Er sollte für diesen Betrug noch einmal „gründlich geleimt" werden, und nach dem ersten so glücklich abgelaufenen Act von Patze's Darstellung sollte nun der zweite Act gespielt werden.

Patze vertraute dem athemlos aufhorchenden Lauterbach in einer, wie er meinte, recht schön erfundenen Geschichte an, daß Emma Helmenreich gar nicht die Tochter des alten Musikus, sondern das natürliche Kind eines sehr, sehr hohen Mannes sei, der dasselbe schon bei dessen Geburt verleugnet und verlassen habe; der alte Musikus sei auch eigentlich kein alter Musikus, sondern ein berühmter Künstler, der einst mit jenem sehr hohen Mann in blutige Eifersuchts-Händel verwickelt

gewesen, vor dessen Verfolgung geflohen und so immer tiefer in Noth und Armuth und an diese Vorstadt gerathen sei. Jenes verlassene und geleugnete Kind aber habe er gleich zu sich und mitgenommen, um es zu dereinstiger Rache an dem unnatürlichen Vater zu erziehen. Herr Lauterbach mußte seine sämmtlichen Talente anwenden, um dem vertrauenden Patze seine wahrhaft diabolische Freude an diesem außerordentlichen Geheimniß verbergen zu können, auch verbergen zu können, wie viele Kenntniß er durch die Mittheilungen des Ministers davon schon hatte, und wie nun jenes ihm immer klarer und glaubwürdiger wurde durch diesen. Er zeigte dem lieben, theuern Freunde nur die tiefste sittliche Entrüstung; er leistete ihm einen wahrhaft schauerlichen Eid, das empfangene Geheimniß noch zehn Fuß unter seinem Grabe begraben zu wollen. Dabei berechnete er schon weit voraus, wie er, der Wirth zum Sarastro, nun den allgewaltigen Staatsminister in Händen habe, und welche Procente ihm wohl von den Häuptern der Schwertpartei für diese fast unbezahlbare Entdeckung werden müßten. Zu seiner höchsten Befriedigung erfuhr er nun auch noch durch schlau angelegte Fragen, daß Patze selbst keine Ahnung von dem eigentlichen Vater habe; daß selbst Helmenreich und dessen Tochter gar

nicht mehr wüßten, wo jener sehr hohe Mann eigentlich hingekommen sei; daß sie auch wohl ihr vorgehabtes Rachegeschäft schon längst aufgegeben hätten; auch niemals — mit keinem Menschen — über diese Sache mehr sprechen wollten, und daß Patze das Geheimniß nur dadurch erfahren, daß der Alte sich einmal dem Tode nahe gefühlt und in dieser Stunde es ihm anvertraut habe. Er selbst — Patze — habe es natürlich noch nie auf der Welt Jemanden anvertraut; der gute, treue, ehrliche College Lauterbach sei der Erste und würde auch auf ewig der Letzte sein und er, Patze, würde sich wohl hüten, sich mit hohen Herren in solch gefährliche Dinge einzulassen. Herr Lauterbach unterstützte diese löbliche Ansicht des vortrefflichen Künstlers sehr warm und malte ihm alle möglichen Schreckbilder als Folge etwaiger Plauderhaftigkeit aus. Dann empfahl er sich, während Patze sich unsäglich darauf freute, seinem herrlichen Doctor recht bald zu erzählen, wie er den Lauterbach „geleimt habe."

Als Lauterbach auf die Straße kam, sah er in der Nähe seiner Droschke den intimen Duzbruder Benno stehen. Dieser hatte schon in aller Morgenfrühe seinen neuen Freund, den im Sarastro weinselig entschlafenen Krummbaum, aufgesucht; auch aufgemuntert, getröstet

und erheitert in seiner physischen wie moralischen Verstimmung. Er hatte ihm die Furcht benommen, sich blamirt oder gar delicate Geheimnisse ausgeplaudert zu haben, und so wieder eine große Gewalt über den hohen Kirchenherrn und officiellen Strenggläubigen gewonnen. Dieser durchtriebene Fuchs, der schon so viele getäuscht und hintergangen hatte, war auf einmal gleichsam das Spielzeug jenes cynischen, aber höchst scharfsinnigen, beinahe geistvollen Subjects geworden, und er vertraute diesem nun noch vollständig, auf welche Entdeckungen und zu welchen Zwecken er ausgehe. Benno schnurrte vor Behagen wie ein spinnender Kater und animirte den hohen Kirchenherrn und officiellen Strenggläubigen, zunächst bei Patze seine Erkundigungen einzuziehen. Ein Anlaß zum Besuche bei demselben sei ja öffentlich gegeben. Krummbaum erschrack zwar einen Moment: in seiner Stellung schien ihm das doch zu sehr gewagt und allzu weltlich. Aber da lagen ja die Pelze und die Brille. Wenn sie Abends schützten, konnten sie auch Morgens schützen und Patze sei jedenfalls die beste Quelle u. s. w. u. s. w. Kurz, Benno führte seinen frommen Freund zuerst in dessen Hôtel, brachte ihn dann wieder in die Pelze und dann in die Martin-Vorstadt, bis nahe vor Patze's Wohnung. Er wollte ihn hier

wieder abholen oder erwarten, je nachdem. Mit diabolischem Schmunzeln stand Benno nun an die Droschke gelehnt und schaute zu Patze's Zimmer hin, wo sein süßer Freund jetzt weilte. Da sah er den Doctor Brand anfahren: das machte ihn stutzig, neugierig. „Hollah — dahinter steckt was!“ Er zog sich seitwärts nach vorne und beobachtete genauer; da kamen der Landrath und der Generalsuperintendent mit etwas verstörten Gesichtern heraus, grimmig geheimnißvoll sich zuflüsternd: es mußte bei Patze etwas Besonderes geschehen sein, und Brand blieb zurück: nun wollte auch er noch zurückbleiben und das Terrain recognosciren. Er wollte auch gerade jetzt von dem Landrath nicht gesehen sein: der hätte sonst wohl den frommen Priester vor ihm gewarnt oder dergleichen. Er ließ daher den Letztern allein fortfahren; beobachtete aber den Landrath, dessen Droschke einen andern Weg einschlug — den Weg nach dem Theater, hier richtete der Landrath einige Fragen an einen Arbeiter vor demselben und fuhr dann nach der Baumstraße Nr. 13, wo der alte Helmenreich wohnte. Benno wurde immer neugieriger; er folgte der langsamen Droschke so rasch, daß er fast gleichzeitig mit derselben an dem Hause ankam. Der Landrath stieg aus; ging aber nicht gleich in das Haus, sondern erst nach

einer benachbarten Restauration. Benno folgte ihm unbemerkt. Der Landrath bestellte ein kleines Frühstück, das er nur leise berührte, aber dem Kellner reichlich bezahlte. Dafür that er mancherlei Fragen nach dem Theater und dessen Mitgliedern und zwar so geheimnißvoll lächelnd, daß auch der dankbare Kellner geheimnißvoll lächelte und auf verfängliche Fragen verfängliche Antworten gab, weil er glaubte bemerkt zu haben, daß gerade solche hier am willkommensten seien. Nun ging der Landrath reizent lächelnd davon und in das benachbarte Haus. Benno's Blicke folgten ihm fast die Treppen hinauf; und er wollte auch hier ausharren, bis irgend etwas geschehe; bis er irgend etwas wisse. Und siehe, die Sache wurde immer interessanter: da kam auch der Doctor! Rasch, fast ungestüm, ging er in das Haus; Benno's Augen lagen darauf, wie die Augen eines Luchses vor einer Kaninchen-Höhle; und da kam der Landrath wieder; ganz verstört, graubleich, die grünen Augen funkelten unheimlich und wirr. Er knirschte dem Kutscher zu: „Taunus-Hôtel! Rasch!“ — Benno wußte, daß dort der Graf Dornau wohne — vorläufig war ihm das genug. Er wollte hier abwarten, was er noch sehen, vielleicht auch hören werde. Er zog sich wieder in die Restauration zurück und an das

Fenster nach diesem Hause hin; aber es dauerte ihm doch zu lange, ehe Brand zurückkam: er ging und begegnete am Hause Patze's seinem pompösen Duzbruder Lauterbach. Rasch sprang er mit ihm in den Wagen und auf Lauterbach's Frage: was seinen Freund hierher geführt, erzählte er ihm alles Erlebte, d. h. Gesehene. Nun that es dem edlen Restaurant doch sehr leid, daß er nicht auch noch über diese wichtigen Fragen, die mit diesen Besuchen und Rencontres jedenfalls in Verbindung stehen mußten, den vertrauenden Patze ausgeforscht habe. Es drängte ihn aber auch, dem Busenfreund die erstaunenswerthe Geschichte von Krummbaum-Shylock zu erzählen. Benno schnellte dreimal hintereinander lustig in die Höhe, klatschte dazu in die Hände und rieb sich dieselben mit einem solchen Kichern und Schmunzeln, daß Herr Lauterbach eine wahrhaft burschikose Freude daran hatte.

„Ob's nun wahr ist oder nicht“ — rief Benno, „jedenfalls ist es so köstlich, wie ich Köstlicheres noch nicht erlebt habe! Und es soll wahr sein! Es soll ganz unzweifelhaft wahr sein! Es soll — o es soll —“ „Aber Bruderherz, um Gotteswillen! Du wirst die Sache doch nicht öffentlich machen wollen?“ rief Lauterbach besorgt in des Freundes Jubel hinein.

„O bewahre!“ sagte Benno trocken, und fuhr dann lustig fort: „Aber so etwas erzählt sich von selbst; das fliegt durch die Luft, wie die Schnaken und Sommerfäden; — o, es ist göttlich!“ —

Die Biedermänner trennten sich höchst befriedigt von einander und „auf baldiges Wiedersehn.“ Benno ging auf das officielle „Preß-Comptoir“, eine Art Hexenküche, wo die Correspondenzen für die Landeszeitungen aus einem höchst verdächtigen Breikessel fabricirt wurden.

Krummbaum lag während dem höchst betreten, höchst unruhig, ja fast ängstlich und aufs Neue an Kopfschmerzen und Uebelbefinden leidend, in seinem Bette. Die Scene bei Patze und deren, doch auch für ihn fast ehrenrühriger Ausgang, hatte nicht allein Alles wieder aufgestört, was der gewandte Benno bereits ruhig besprochen: sondern ihn auch mit neuen Verwickelungen, mit Enthüllungen und unbekannten Geheimnissen in peinliche Berührung gebracht und ihm eine höchst unangenehme Perspective eröffnet. Es betrübte ihn tief. Er machte sich ernstliche Vorwürfe darüber, daß er nicht consequent geblieben, daß er seine meisterhafte Maske der frommen Heuchelei nicht immer vorbehalten habe; daß er von dem Pfade d i e s e r Tugend gewichen sei.

Er meinte in ganz eigenthümlicher Naivetät: „Laß Dich den Teufel erst bei einem Haare fassen, so bist Du ihm schon ganz verfallen!“ Und siehe, da kam es auf einmal über ihn, als wenn er wirklich einmal beten müsse, als wenn er im ernstlichen Gebete eine Abwehr finden könne gegen die Teufels-Anfechtung, die ihn bedroht hatte; und wirklich: der ergraute Sünder und Heuchler, jämmerlich da liegend in seinem zerwühlten Bette, er fing an zu beten! — Ein schrecklich komisches Jammerbild!

Wir überlassen den Generalsuperintendent dieser „neuen Aera“ seines Daseins und folgen dem Landrathe in das Taunus-Hôtel zu seinem Schwager, dem Grafen Dornau. Er erzählte demselben in raschen, kurzen Umrissen seine Begegnung mit Brand und fragte den Schwager, was hier zu thun: ob der berüchtigte Revolutionär satisfactionsfähig für den Landrath von Dippelfingen sei? — Dornau antwortete zuerst etwas ironisch, dann aber ernster werdend: „Lieber Schwager Dippelfingen! Wenn es Sie selbst so sehr nach Satisfaction drängte, würden Sie nicht erst meinen Rath einholen. Derartige Fragen werden meist nur gestellt, um Abmahnung zu bekommen. Was die Hauptfrage anbelangt, so sind wir Cavaliere durch die sogenannte

„neue Zeit" mit ihren gottverdammten Humanitäts-Ketzereien freilich schon so weit heruntergekommen, daß wir solchen Leuten wie Brand eine Satisfaction kaum versagen können, ohne blamirt zu werden. Ich für mein Theil würde zwar lieber diese Blamage riskiren, als mich und meine edle Waffe mit dergleichen Menschen zu verunglimpfen. Aber dazu gehört eben eine harte Haut, die nicht Jeder so hat wie ich. Indessen ist es noch was ganz Anderes, Satisfaction zu geben, als sie zu fordern; und ich glaube, daß Sie soweit sich wahrlich nicht zu erniedrigen brauchen."

„Ganz meine Meinung, theuerster Schwager!" — antwortete der Landrath rasch und sichtlich erfreut.

„Ja, das glaube ich, wenn auch nicht gerade in meinem Sinne" — entgegnete der Graf trocken; und Dippelfingen versicherte mit sonderbar spöttischer Miene: „Und es war ja auch Niemand dabei, als der elende Musikant und das Mädchen."

„Niemand dabei! O pfui Teufel!" murmelte der Graf halblaut, so daß der Landrath es nicht zu hören brauchte; und dieser that denn auch so, als wenn er es nicht gehört hätte; während der Graf schwer aufseufzte und dann wie in Gedanken versunken vor sich hin sprach: „O diese Zeit!"

Der Landrath wußte wohl, was das heißen sollte; aber er that, als wenn er es ganz anders verstehe und sagte eifrig, wenn auch wieder mit jener sonderbar spöttischen Miene: „Ja wohl, diese Zeit ist sehr prekär für uns, lieber Schwager, und die baldige Ständeeröffnung von höchster Importanz. Wir müssen fest zusammenhalten; und es muß sich nun entscheiden, ob der Minister fest mit uns geht oder nicht; ob wir aus unserem eigenen Kreise einen neuen Staatsminister oder —"

„Er wird mit uns gehen! Darauf verlassen Sie sich!" — Der Graf sagte das so sicher und bedeutungsvoll, als wenn er das Mittel dazu in Händen habe, um seinen Ausspruch vollkommen bethätigen zu können. Der Landrath sah ihn forschend an, und sein schönes Lächeln verschwand hinter einer unangenehmen Empfindung. Der Graf bemerkte und verstand dieselbe wohl und sagte etwas sarkastisch: „Vorläufig können Sie noch nicht Minister werden, lieber Schwager! — Aber wir wollen doch bei unsern Freunden anfragen, was es Neues unter uns giebt, oder vielmehr zu thun giebt, und was Sturm für die nächsten Tage zu thun gedenkt, wenigstens zu thun verspricht. Kommen Sie mit, Schwager." — Sie gingen in das Club-Local der

Schwertpartei, was gewöhnlich an diesem Wochentage und zu dieser Stunde sehr besucht war; heute aber noch ganz besonders, weil für die nächsten Tage die Stände wieder einberufen waren und man von deren Wiedereröffnung und den zu machenden Vorlagen Außergewöhnliches erwartete; also auch außergewöhnlich viel zu berathen und zu beschließen hatte.

Die Versammlung in diesem Locale war eine viel geschlossenere und einheitlichere, als diejenige, in welche Professor Stickel eingeführt worden war.

Das legitime und absolute Fürstenthum von Gottes Gnaden um jeden Preis: das war hier die erste und fast einzige Losung. — Unvertilgbarer Haß und grenzenlose Verachtung gegen Alles, Alles, was dieser Losung auch nur im Entferntesten entgegen treten wollte, ihr Gefahr bringen konnte: das war hier der ausschließliche Charakter. Nur in der Auffassung, Behandlung und bestmöglichen Handhabung dieser Principe gab es Schattirungen: bei den Einen herrschte der ganze brutale Militärdespotismus eines auf die Bajonnette gebauten Staates vor; bei den Andern der verstockte und verdumpfte Despotismus der absoluten Bureaukratie; bei einer dritten Abtheilung war das alte Regime der halsstarrigen und hochmüthigen Orthodoxie

noch in vollem Schwung; eine vierte verband das Schwert mit der Bibel. Die Meisten von Allen hatten bei ihren Bestrebungen nur sich selbst, ihre Macht, ihre Einkünfte und noblen Passionen, ihre mancherlei persönlichen Wünsche und Pläne im Auge; Einige aber waren auch bis zu todesmuthiger Hingabe und Aufopferung begeistert und gefeit für ein, von ihnen fast als heilig, wenigstens einzig gut gehaltenes Princip. Einige feierten das Fürstenthum als höchsten Ausdruck der Menschheit, dem unbedingter Gehorsam zu widmen sei; Andere aber sahen im Fürsten nur den ersten Adeligen, der niemals wagen dürfe, die Rechte dieses Standes zu beschränken, und dem man nur bis zu einem gewissen Punkte Gehorsam schuldig sei. Es gab sogar Solche, die sich wenigstens nach dem Alter und der Reinheit ihrer Stammbäume eigentlich noch über den Fürsten stellten und noch an die Zeit dachten, wo ihre Ahnen den Ahnen des Fürsten trotzig entgegen traten. Das waren so die Hauptschattirungen in dieser fest geschlossenen Phalanx gegen den Geist der Zeit, gegen Vernunft und Recht, gegen die geschworenen Eide ihres frühern und jetzigen Fürsten und deren allzu zahlreiche Staatsminister. Indessen gab es unter ihnen auch noch eine andere Schattirung. Einige glaubten, der

Fürst wolle wirklich die schreckliche Bahn eines echt constitutionellen Fürsten gehen, und es sei nun ihre äußerste Pflicht, diese schwere Gefahr durch jedes Mittel abzuwenden. Die Meisten aber glaubten dies nicht und sahen in dem, was der Fürst in jenem Sinne schon gethan, gesagt und zu thun versprochen hatte, nur den abscheulichen Zwang, dem auch ein Souverän zuweilen unterworfen sei, den er aber zu rechter Zeit wieder abschüttele, wie ein edles Roß den Zaum des Reitknechts. Sie bauten fest auf ihn und wollten nun Alles anwenden, um den Fürsten bei sich selbst, bei seinem innern, eigentlichen Wesen zu erhalten. Sie mußten daher vor Allem darauf bedacht sein, einen Staatsminister zu haben, auf den sie unwandelbar rechnen konnten. Ob das nun bei Baron Sturm der Fall sei: auch über diese Frage waren wieder verschiedene Meinungen. Die Meisten glaubten zwar seiner vollkommen sicher sein und seine vertracten constitutionellen Redensarten mit vollkommener Ruhe belächeln zu können. Die neue Landtagssaison mußte darüber entscheiden; und je näher die Lösung heranrückte, desto schärfer, unruhiger und hastiger zeigten sich in dem äußern Wesen und Halten dieser Männer all' jene verschiedenen Schattirungen. Aber trotz derselben machten sie denn doch

durchgängig einen höchst unbedeutenden, zum Theil sogar widerwärtigen Eindruck. Ja, nicht ein einziges Talent von wirklicher Bedeutung war zu erblicken, und nur Das mußte jeder Unbefangene klar erkennen: Mit diesen Leuten ist nun und nimmermehr eine Vereinbarung zu treffen; nicht einmal eine Annäherung möglich; mit diesen Leuten kann es nur noch einen Kampf auf Tod und Leben gelten. — Und sie selbst wollen ihn haben, — und sie werden ihn haben! Auf wessen Seite der Sieg dann sein wird, der endliche Sieg — nun, das fragt die hundert und aberhundert Tausende, die — nicht hinter den Kanonen und Bajonnetten des Heeres — sondern hinter den Vertretern des Landes stehen, welche in einigen Tagen hier wieder richten und die Sumpfblasen der Huldigungsadressen des Herrn Baron von Sturm mit einem Hauche zerstieben werden! — Ob er selbst der Sturmvogel eines ungeheuern Wetters werden will oder — werden muß? ob es ihm gelingt, den Thron, den er von dem erznen Fundament des Rechts hinweg schob und mit jenen Sumpfblasen stützen wollte — ob es ihm gelingt, diesen Thron mit neuen Sophismen oder mit alten Bajonnetten zu stützen? — wer weiß das! — Er selbst weiß es auch nicht. Denn während Graf Dornau bemüht ist, im Club der

Schwertpartei zu beschwichtigen und zu befestigen, und die Parole auszutheilen, daß der Minister mit ihr stehen oder allein fallen werde; lebt Dieser in seinen Plänen, wie man sagt, nur von Hand zu Mund. Er ist nur groß im Kleinen, groß in Intriguen und Sophismen; in der absoluten Richtigkeit seiner staatsmännischen Ideen; in der elastischen Art des Abwartens und in der Verachtung gegen Alles dasjenige, was man in Kreisen von Denkern historische und politische Sittlichkeit und Tragweite nennt. Jedenfalls verläßt er sich viel fester auf seinen Fürsten, als dieser sich auf ihn verlassen kann. Am liebsten aber verläßt er sich auf den Augenblick. Heute weiß er noch nicht, wie er in wenigen Tagen die Kammern eröffnen wird. — Aber er erwartet mit einer ihm sonst ganz ungewohnten Hast und Beklommenheit den Bericht seines getreuesten Leibspions, des pompösen Herrn Lauterbach.

Es ist spät Abend und Herr Lauterbach berichtet. Er berichtet halb Märchen, halb Wahrheit, was Patze ihm anvertraute und noch Einiges dazu, von eigener zweckdienlicher Erfindung. Und fürwahr, es ist fürchterlich komisch; der allgewaltige Staatsminister horchte den Worten eines verrätherischen und lasterhaften Wirthes und den Schnurren eines alten Vorstadtkomö-

dianten weit gläubiger, weit eifriger, weit bewegter als er jemals der Stimme der Geschichte und des ihm anvertrauten Landes lauschte! — Herr Lauterbach beschwichtigte den aufgeregten Mann durch die schärfste Hervorhebung derjenigen Umstände, die den Allgewaltigen zu der Ueberzeugung bringen können, daß einzig und allein der getreueste Diener Sr. Excellenz um dies außerordentliche Geheimniß wisse. Und Se. Excellenz geben sich ganz und gar in die Hände des tugendhaften Restaurant zum Sarastro und vertrauen demselben an, daß sie wohl einmal so ganz geheim jenes Mädchen sehen mögen, das unzweifelhaft seine Tochter sei. Herr Lauterbach schluchzt vor Rührung über diese erhabene Empfindung und will für die Ausführung des ungemeinen Vorhabens die sichersten Schritte vorbereiten. Da reichen Se. Excellenz dem getreuesten Diener gerührt die allgewaltige Hand und dieser drückt sie überwältigt an seine stammelnden Lippen.

Am andern Tage aber ist der Allgewaltige wieder groß — groß im Abkarten und Abwarten; groß in Versprechungen an die Schwertpartei und in Erfindung von frivolen Sophismen für die nahe bevorstehende Eröffnung des Landtags. Aber dennoch weiß er noch immer nicht, wie er ihn eröffnet. Da erscheint wie ein

Lichtstrahl durch graue Nebel die Gefangennehmung des Communisten Freier mit all' ihren Enthüllungen und mit den vorgefundenen Empfehlungskarten von hervorragenden Männern der feindlichen, im Augenblicke so mächtigen Partei. Laut jubelt er auf. Er beschließt im Augenblicke, daß diese Männer, daß ihre ganze Partei mit Freier's Bestrebungen in Zusammenhang gebracht werden sollen. Das kann ihm ein Treffer werden für viele Nieten! Das kann ein Schlag werden für seine Feinde, wie selten einer in so rechtem Augenblick auf sie herabfiel. Alle seine Kreaturen der Presse werden zusammen getrommelt; mit allen Mitteln der ausgesuchtesten Perfidie soll ein großer Feldzugsplan gemacht werden; schon für morgen gemacht werden und für übermorgen. Gerade zur Eröffnung der Kammern soll das Land erschrecken, zurückfahren vor den Männern, die dem Minister zu trotzen wagen. Schon harren seine Kreaturen im Vorzimmer zum Empfang ihrer Instructionen: da kommt plötzlich der geheimnißvolle Brief mit seiner fürchterlichen Drohung; da bebt der Allgewaltige zusammen in Schreck und Bestürzung; da ruft er seinen Befehl hinaus: „Kein Wort über den gefangenen Communisten! bei strengster Ahndung!“ Dann erfaßt ihn ungeheurer Zorn gegen — Lauterbach.

Ja, gegen Lauterbach, seinen Lieblingsspion, seinen allergetreuesten, allervertrautesten Diener, denn nur er, nur er kann hier der Verräther, das Mittel in den Händen seiner Feinde geworden sein. Aber er soll es auch büßen — schwer büßen! — Der besorgte und zornige Mann sinnt und sinnt, wie zunächst die Schlinge zu entdecken sei, die unfaßbar, ja unsichtbar ihn hier gefangen hält; wie sie zu lösen oder zu zerreißen sei, wenn ihre Fäden er erst in Händen habe. Und nun sinnt er in einer plötzlichen Anwandlung von menschlicher Empfindung darüber nach, ob es nicht besser sei, dem ganzen Lug und Trug seiner Stellung und Bestrebungen mit einem Male zu entsagen; dadurch mit der Welt sich auszusöhnen; dann die Sünde seiner Jugend wieder gut zu machen, so weit dies möglich, und dann sich zurückzuziehen in ruhige Einsamkeit und einfache Thätigkeit. Oder wenn auch gerade nicht dies: ob nicht wenigstens Friede zu machen mit dem entrüsteten Lande; Friede mit der Gerechtigkeit, mit dem zu Boden geworfenen Gesetz! Friede — nun, er will sich das doch erst beschlafen. — Und er schläft wenigstens darüber ein, und als er erwacht, findet er ein anonymes Schreiben vor seinem Bette liegen; gesiegelt mit einer halbverwischten Grafenkrone und also lautend:

„Wenn der Staatsminister nicht stramm und fest mit der Schwertpartei geht, so wird er wegen der Komödiantentochter blamirt und ruinirt!“

Zweites Kapitel.

Die von Dornau und Dippelfingen.

Der Graf von Dornau, durch Lauterbach's Mittheilungen von Patze's „Wahrheit und Dichtung“ noch sicherer und durch die bedrohte Lage der Partei noch energischer gemacht, hatte durch seinen anonymen Drohbrief an den schwankend gewordenen Minister einen mächtigen Keil in dessen Entschließungen eingetrieben. Er war überhaupt, wenn auch durchaus nicht einer der bekanntesten, öffentlich hervortretendsten, so doch einer der wichtigsten und angesehensten Häupter der Schwertpartei. Entschieden und offen bis zur Rücksichtslosigkeit; eben so reich wie generös; durchaus freistehend und ohne alles Bestreben, selbst eine persönliche Rolle zu spielen, war er vor Allem der Vertreter eines der ältesten und reinsten Geschlechter und verheirathet in eben solches Geschlecht, in das der uralten und schwanenreinen Dippelfingen. Kurz, er war in den Augen

seiner Standesgenossen „ein Cavalier comme il faut.“ Doch sieh, nun sollte auch er, und zwar gerade in dieser seiner hauptsächlichsten Cavalierwürde, grausam bedroht; nun sollte auch er in seinen energischen Parteibestrebungen plötzlich gehemmt und durch sehr menschliche Dinge um seinen sichern Frieden gebracht werden! — Es waren zunächst nur die Spionagen eines Kammerdieners und die verrätherischen Vertraulichkeiten eines gemeinen Restaurateurs, die bei dem großmächtigen Grafen und bei seinen, für die Geschichte des Landes so hochwichtigen Bestrebungen, solche Wandlung hervorrufen, wenigstens vorbereiten sollten.

Der Kammerdiener mit den schönen rothen Lippen, welcher im Palais der Prinzeß Adolphine den Professor Stickel so erstaunt und verletzt empfangen hatte, als derselbe so spät und doch so ruhig zum Besuch bei der Gräfin Dornau erschien: hatte ein sehr bewegendes Interesse für alle Gäste, die im Palais erschienen, für deren ganzes Thun und Lassen, für alle Besuche und Briefe, die sie empfingen, für alle Audienzen, die sie gaben; also auch jetzt für die Gräfin Dornau und den Professor Stickel. Ja, für diese Beiden noch ganz besonders; nicht allein weil er dafür noch besonderen Auftrag erhalten hatte, sondern auch weil der aufmerk-

same Mann zu der Ueberzeugung gekommen war, daß hier ein vorzugsweise interessantes Verhältniß obwalten müsse. Der so dringend empfohlene Brief des Professors an die Gräfin, den er jetzt in Händen hielt, mußte dieses Verhältniß ihm klar machen, und im Dienste seines bewachenden Interesses oder vielmehr im Dienste Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers, nahm er — auf einem in diesen Regionen „nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ Kenntniß von dem hauptsächlichsten Inhalt jenes Briefes und berichtete denselben sofort an das würdige Verbindungsglied zwischen ihm und Sr. Excellenz, an Herrn Lauterbach. Der pompöse Restaurant empfing den Bericht des rothlippigen Kammerdieners mit so freudiger Ueberraschung, mit so hoffnungsreichem Hinblick auf alle die Vortheile, die ihm durch den Besitz dieses Geheimnisses werden konnten, mit so stolzem Selbstgefühl auf die Gewalt, die er durch dasselbe über den Grafen gewinne: daß er sämmtliche Tugenden seines Wesens aufbieten mußte, um diese schönen, stolzen Wallungen seiner Seele dem Kammerdiener zu verbergen. Aber mit der vollen Würde eines Sarastro verwies er ihn auf die generöse Belohnung auf Rechnung des Ministers und in liebevollster Art auf das Zuchthaus, wenn er plaudere.

In dieser Beziehung konnte Herr Lauterbach indessen ganz ruhig sein; er wußte aus vielfacher Erfahrung auch recht gut, daß dergleichen Subjecte wie der Herr Kammerdiener ihre delicaten Dienste mit einer bewundernswerthen Treue und Gleichgültigkeit leisteten und viel zu klug, zu ängstlich und zu gut bezahlt waren, um ihre gewonnenen Kenntnisse auch noch anderweitig zu verwenden. Seine liebevolle Hinweisung auf das Zuchthaus war auch nur eine rein gewohnheitliche und geschäftsmäßige. Der Kammerdiener nahm sie auch nur wie eine ordnungsmäßige Quittung über irgend eine Kleinigkeit in Empfang. — Indessen mußte er dem würdigen Vermittler gegen ein besonderes Douceur noch versprechen, daß er den, klugerweise noch nicht abgegebenen, Brief erst am andern Tage besorgen wolle. Das machte auch dem „Ehrenmann" gar keine Scrupel und er ging davon in dem Gefühle: seine Schuldigkeit gethan zu haben und anständig honorirt zu sein. — Herr Lauterbach wollte darum mit Abgabe jenes Briefes gezögert wissen, auf daß er selbst der erste sei, von dem der Graf das Geheimniß erfahre; der Erste, also auch der Einflußreichste.

Als der Kammerdiener Herrn Lauterbach verlassen, war für diesen die Zeit gekommen, wo er zu seinem

erhabenen Herrn und Meister, zu Sr. Excellenz eilen mußte, um demselben die Mittheilungen zu machen, die er heute Morgen über Emma Helmenreich von Patze empfangen hatte. Wir kennen schon deren Wirkungen. Die neuen Erfahrungen aber behielt Lauterbach noch ganz für sich, d. h. er wartete nach seiner Zurückkunft mit Sehnsucht auf das Erscheinen des Grafen im Sa- rastro. Aber der Graf kam nicht; er kam erst an dem- selben Morgen, wo der Staatsminister den anonymen Dräng- und Drohbrief mit der verwischten Grafenkrone vor seinem Bette gefunden hatte. Der Graf kam zum Frühstück und saß wieder in dem stillen, behaglichen Cabinetchen, wo ihm Lauterbach vor ein paar Abenden das Geheimniß mitgetheilt, das der Minister ihm an- vertraut; dasselbe Geheimniß, was er dann als Keil für des Ministers Entschließungen benutzt hatte. Und auf derselben Stelle sitzend hörte er jetzt ein anderes und zwar ein solches, das für ihn, den Vertreter der zwei uralten, schwanenreinen Geschlechter, noch viel schrecklicher war, als jenes für den Minister sein konnte. Dort galt es — so dachte er — doch nur einer tausend- fach dagewesenen Jugendsünde und einer am Ende eben so natürlichen wie gebotenen Vernachlässigung und Vergeßlichkeit derselben. Hier aber galt es der auf ewig

geschändeten Ehre jener uralten, schwanenreinen Geschlechter, der Beschimpfung der edelsten Wappen, der fürchterlichsten Blamage Aller, die den Namen Dornau und Dippelfingen trugen und dann natürlich auch dem Sturz seiner ebenso angesehenen und mächtigen, wie der Sache selbst nothwendigen Stellung und Wirksamkeit. Das Alles sah er im Geiste vor sich, als Lauterbach ihm das Entsetzliche mittheilte; so ruhig, so bestimmt und klar mittheilte, auch noch ausgemalt mit eigenen, noch mehr überzeugenden Zusätzen. Vor allem aber mit der raffinirtesten Darlegung der Thatsache, daß Lauterbach allein das Geheimniß kenne, und daß die Quelle desselben das Einzige sei, was er nicht anvertrauen dürfe. Es sei sonst Blut- und Beichtsünde, die er begehe. Aber das war bei dem Grafen auch gar nicht mehr nothwendig. Er glaubte Alles, — auch ohne Quellenangabe. Es konnte ja hier kein Zweifel entstehen; denn Alles stimmte zusammen mit Dem, was dem Grafen früher schon oft so auffallend geheimnißvoll, so mysteriös zurückhaltend und ängstlich gespannt in der Familie seiner Schwiegerältern vorgekommen war und ihm nun auf einmal erschreckend hell und klar wurde. Es stimmte auch zusammen mit den geheimnißvollen Worten, die der betrunkene Krummbaum im Saraftro

in Gegenwart des Grafen dem Journalisten Benno anvertraut hatte. — Nun faßte ihn ein grauses, starres Staunen, dann eine fast erdrückende Scham und mit ihr vermischt ein furchtbarer Zorn. Dann erwog er mit einiger Beruhigung, daß Niemand, Niemand, als Lauterbach, das Entsetzliche wisse; und dieser bemühte sich mit neuem Eifer, den Grafen in diesem beruhigenden Glauben zu befestigen; mit demselben Mittel dieselben Maximen verfolgend, die er bei dem Minister verfolgt hatte. Begleitet von Lauterbach's Schwüren der ewigen Verschwiegenheit über das zwischen ihnen obwaltende Geheimniß, ging der Graf davon. Und wenn auch etwas beruhigter, so doch immer noch verstört von dumpfer Scham und erfüllt von heftigem Zorn. Er wollte im ersten Augenblicke zu seiner Frau; zum ersten Male, seit dieselbe ihm ihre plötzliche Ankunft in der Residenz durch einige, wie sie sich ausdrückte, „pflichtschuldige Zeilen“ angezeigt hatte. Es war ihm diese Ankunft sehr gleichgültig gewesen und er hatte nur gedacht: „Sie wird doch hoffentlich keine Dummheiten bei der Prinzeß machen.“ Jetzt aber trieb es ihn zu ihr und zwar aus einem sonderbaren und leider doch auch oft vorkommenden Gemisch weit auseinander gehender Empfindungen! Es trieb ihn in seiner Noth und Qual

eine Art innersten Herzensbedürfnisses zu Derjenigen, die ihm doch eigentlich auf der Welt am nächsten stand und auch wohl am liebsten war; und es trieb ihn das Verlangen, seinen Zorn bei ihr und an ihr auszulassen, sie gleichsam verantwortlich zu machen für das Entsetzliche, wenigstens sie mit Vorwürfen zu überladen. — Daß sie selbst davon wissen könne, dachte er zwar durchaus nicht: er würde sich geschämt haben, dies zu denken. Sie hatte ja auch Krummbaum mit Aufträgen vertraut, die ihre Unkenntniß mit der Sache darlegen mußten. Aber sie war doch die Tochter Derjenigen, die solche Schmach über das Grafenhaus Dornau gebracht hatte. — Und so gedrängt von diesen beiden Empfindungen, schritt der Graf dem Palais der Prinzeß Adolphine zu. Da fiel ihm ein: „die Frau ist so schwach und nervös; schwätzt so leicht und so viel; wer weiß, ob sie nicht eine Thorheit begeht und ausplaudert, wo es Verderben bringen kann. Ich will es doch lieber nicht thun.“ — Er drehte um und ging in sein Hôtel, wo er sich einschloß und lange, lange in dumpfem Brüten saß.

Währenddem aber saß die Gräfin in ihrem Boudoir — weinend, laut weinend, zitternd an allen Gliedern und mit ebenso heftiger Sehnsucht als großer Furcht dem erwarteten Besuche ihres Gemahls entgegensehend.

Zu ihren Füßen lag der — den bebenden Händen entfallene — Brief des Professors, worin er ihr schonend, doch klar und bestimmt das unendlich schmerzliche Geheimniß ihres Hauses gelöst, wenn auch weiter keinen Namen genannt hatte.

Es waren noch traurige und fast heftige Scenen zwischen ihm, Helmenreich und Brand vorgekommen, als er denselben das Verlangen der Gräfin mitgetheilt und dann dargelegt hatte, warum er es für gut, ja für nöthig halte, dieses Verlangen zu erfüllen. Helmenreich hatte gefürchtet, es könne dies zu neuen traurigen Ereignissen und Conflicten führen und ihn auf's Neue aus seinem kaum gewonnenen Frieden reißen. Brand hatte behauptet, Stickel habe sich schon viel zu weit mit dieser vornehmen Person eingelassen; er habe sich von ihrem nervösen Herzenskrampf und Schmerzgedusel zu weich machen lassen, und es sei nun das Gescheidteste, sich gar nicht mehr um sie zu bekümmern. Weshalb denn ihr zu Liebe sich selbst und Anderen Unannehmlichkeiten oder gar Schmerz bereiten? Aber Stickel hatte doch zuletzt mit der Macht seiner echten Herzensgüte und mit der reinmenschlichen Theilnahme an dem qualvollen Zustand der Gräfin, hauptsächlich aber mit der vollen Wucht der Behauptung gesiegt: auch hier müsse die

ganze Wahrheit gegeben werden, ohn' Ansehen der Person und ohne Rücksicht auf die Sache. — Da ließen ihm denn seine Freunde die Hände frei und er schrieb. Er schrieb, weil er glaubte, solch' zarte Mittheilung passe sich besser für die Feder, als für das laute Wort; er schrieb aus Rücksicht für die Gräfin. Aber er schrieb auch, weil es ihm überhaupt peinlich war, noch einmal vor ihr zu erscheinen, wenigstens im Palais. Er wollte jede Gelegenheit vermeiden, die ihn in Beziehung mit der Beherrscherin des Palais oder in die Nothwendigkeit versetzte, solche Beziehung in verletzender Weise ablehnen zu müssen. So schrieb er denn.

Und die Gräfin las und las, bis der Brief ihren bebenden Händen entfiel und sie sich unglückselig bis zum Tode fühlte. Sie dachte zuerst nicht an die Ehre ihres Hauses; nicht an das Wappen ihres Gemahls, sondern nur an all das unsägliche Elend, das ihre Mutter erduldet habe, an die zornigen Leiden ihres Vaters und an das unglückselige Opfer desselben, an Johannes, ihren Bruder. Und sie weinte; weinte lange und immer heftiger. Und dann erst gedachte sie auch ihres Hauses und des Wappens derer von Dornau; gedachte sie ihres Mannes und all der Möglichkeiten, wie er diese Entdeckung aufnehmen werde. Sie sah

mit ebenso heftiger Sehnsucht wie großer Furcht seinem Besuche entgegen. Nun schwankte sie noch: soll sie es ihm sagen? Doch: „Ja, ja!“ rief es schon im selben Moment in ihr aus. — Aber er kam nicht — er kam nicht! Er saß in seinem Hôtel eingeschlossen und in brütendem Schweigen.

Eine noch grausamere Schicksalshand sollte den Grafen bald aus seinem düsteren Brüten emporreißen. Doctor Brand hatte gerade nach jener feierlich-kühnen Erklärung der Genossin seines Herzens und seiner Partei mit einem Male beschlossen: erstens, das geliebte Wesen doch so lange als möglich von den Bestrebungen und Thatsachen seiner Partei fern zu halten; zweitens Alles zu vermeiden, was ihn gerade mit der Person ihres natürlichen Vaters in irgend welche Conflicte bringen könnte. Sein Brief an den Staatsminister war gleichsam von der Partei geschrieben und hatte augenscheinlich auch seine volle Wirkung ausgeübt. Aber der Minister sollte gerade jetzt durchaus nicht wissen, welche Hand ihn geschrieben habe. Es war indessen vorauszusehen, daß er Alles aufbieten werde, um dies zu erfahren; und der Doctor wollte dem zuvorkommen; er wollte seine Handschrift wieder haben um jeden Preis. — Es galt der Seelenruhe der Geliebten. — Es waren

auch schon ganz andere Dinge dem Staatsminister abhanden gekommen, als ein kleines Billetchen; sie waren aus ganz anderen Verwahrungsorten genommen worden, als aus dem seidenen Stepprock des Ministers. Und wenn die rasche Hand des Suchenden daraus zwei statt eines solcher Billetchen zog und wenn der hastig Suchende nicht erst unterscheiden konnte, welches von beiden das rechte war und nun lieber beide als keins gegen reiche Bezahlung auslieferte: so wird das Alles eben nicht zu verwundern sein. Der Doctor empfing also auch das drohende Billet des Grafen an den Minister und staunte es an. Die Handschrift kannte er sofort: er hatte sie einigemal ganz zufällig bei dem Anwalt des Grafen, bei Grell, gesehen und in erregten Momenten erinnert man sich oft mit Blitzesschnelle und schärfster Genauigkeit auf das längst Vergangene, kaum Bemerkte und nie Beachtete. Der Graf hatte das geschrieben, — Niemand anders! Der Graf also wußte, wußte das schwere Geheimniß, von dem Brand überzeugt war, daß eben nur der allerengste Freundeskreis es kenne und als ein Heiligthum bewahre! Der Graf wußte es — und er drohte damit dem Minister, drohte ihm damit zum Verderben des Landes! Dieser letzte Gedanke überwog rasch das erste Staunen des Doctors und rief ihn auf

zu augenblicklichem Handeln. Das traurige Geheimniß in der Familie des Grafen mußte demselben doch schon durch die Gräfin bekannt sein; es galt also keinem Verrath: es galt nur, auch hier durch Benutzung des Geheimnisses, durch Drohung gegen Drohung, den Grafen in Schach zu halten, sowohl in Hinsicht seines gefährlichen Drängens auf die Entschließungen des Ministers, wie auf die Gefahr, daß er mit dem Geheimniß desselben irgend einen Misbrauch treibe und einen erschütternden Eclat hervorrufe. So bekam der Graf folgenden, mit verstellter Hand geschriebenen Brief:

„Wenn der Graf von Dornau nur noch ein Wort wegen Karoline von Kressel und Baron von Sturm schreibt oder spricht oder sogar den Staatsminister damit wiederholt zu drängen sucht: so erfährt die Welt, wer sein vermeintlicher Schwager Johannes von Dippelsingen war.“ — Des Grafen frischrothes Gesicht wurde bleich, sein muskulöser Körper zuckte convulsivisch; er preßte das Billet krampfhaft zusammen und knirschte: „Lauterbach! Schurke, Verräther!“ Dann aber richtete er sich auf in bebendem Zorn; schellte den Jäger, befahl einen Wagen und fuhr zum Palais der Prinzeß Adolphine. Als er bei der Gräfin eintrat, stieß dieselbe einen lauten Schrei aus: so schrecklich war seine ganze

Erscheinung; so schrecklich sah er sie an. Er achtete des Schreies nicht, trat plötzlich dicht zu ihr hin, hielt ihr das Billet vor und keuchte: „Lies!“ —

Sie las und schlug die Hände vor das Gesicht; zitternd und mit leisem: „O Gott! o Gott!“

„Du weißt das schon?!“ knirschte er bebend.

„Ja!“ hauchte sie matt.

„Weib! — Weib!“ — und in dem unseligen Mißverständniß, daß sie gewußt habe, was von ihr zu denken er sich geschämt hätte, erfaßte ihn ein fast wahnsinniger Zorn, der auch die ganze innere Rohheit seines Wesens frei machte. Mit wildem Griff packte er die unglückliche Frau bei der Halskrause, schüttelte sie mit diesem Griff wie einen jungen Baum und warf sie dann mit jähem Ruck auf ein hinter ihr stehendes Sopha. Sie lag wie halbtodt.

Er blickte sie im wilden Zorne an und knirschte nur: „Sprich, — sprich, oder ich morde uns Beide!“ —

Sie nahm ihre letzten Kräfte zusammen, indem sie, wie halb abwesend, nur murmelte: „Ich habe es soeben erst gehört. — Da — der Professor Stickel — er hat das geschrieben“ — und sie deutete mit kaum erhobenem Finger nach dem Briefe, der auf dem Boden lag. Der Graf aber glaubte, sie deute auf das Billet in seiner

Hand und grollte dumpf: „Also der — der — der Schurke! — Er soll vernichtet werden.“

Und gleich, als ob an diesem Vorsatz oder an dem Haltpunkt, den er nun gefunden hatte, der Anprall seiner Wuth gebrochen sei: er wurde ruhiger und schaute nicht ohne Scham und Besorgniß auf seine todesbleiche Frau. Er wollte sich ihr nähern, — aber sie winkte ihm leise zurück; er wollte klingeln, aber da kam es auf einmal mit nervöser Kraft über sie; sie richtete sich sitzend empor und rief halblaut, doch fest: „Laß sein! — Geh fort!“

Er stand unschlüssig und schaute sie beklommen an. Sie erholte sich indessen bald und saß ganz frei aufrecht; mit emporgerichtetem und schon wieder leise geröthetem Antlitz. Der Graf betrachtete diese Wandlung außerordentlich erleichtert und gleichsam wie eine Genugthuung für sich selbst. Halb gut, halb böse sagte er:

„So ist's recht! So! Sei vernünftig; sei gescheidt und nicht so zimperlich! Und sowie Du kannst, mache Dich bereit, daß wir sofort von hier abreisen.“ —

Sie hörte ihm ruhig zu, sah ihn ruhig an; dann sprach sie mit eisigkaltem Tone: „Reise Du; Ich reise nicht mit Dir. Ich bin nicht mehr Deine Frau. Mit dem Griff an meinen Hals hast Du das Band zerbrochen, was uns verknüpfte. — Nun geh.“

Bei den ersten Worten wollte er jäh aufbrausen, aber ihr ruhiger Blick, ihr starrer Ton hielt das noch zurück und dann blieb er wie verzaubert, regungslos, ja furchtsam stehen vor der Frau, die ihm immer fast nur eine Puppe, ein sprechendes Ding gewesen war; die noch vorhin wie ein Nichts vor seinem dräuenden Blick da gelegen hatte, und die nun plötzlich eine Strenge, eine Stärke, eine fast vernichtende Würde vor ihm entfaltete, und das Wort der Trennung so furchtbar fest aussprach, als sei es ein Schwur, den sie bei dem Heile ihrer Seele ablege.

Er wurde bestürzt, verwirrt; die physische Kraft seiner innerlich rohen Natur zog sich vor dem Blick dieser Frau zurück, wie ein böser Hund vor der Peitsche des Herrn. Er hatte ja keine Ahnung von dem „Ewigweiblichen," was in jedes Weibes Natur liegt und wenigstens einmal in ihrem Leben — sei es so oder so — zum Durchbruch oder zur Erscheinung kommt. Er hatte keine Ahnung davon, daß mit dem Griff am Halse seiner Frau dieses Ewigweibliche erwacht und mit ihm sie selbst sich auf ewig von ihm geschieden, und daß damit zugleich eine Wandlung in ihrem ganzen Wesen stattgefunden habe. Und weil er von dem Allen keine Ahnung hatte, so hielt er auch schon bald

ihre Worte und ihr Wesen für momentanes Beleidigtsein und zimperliches, krankhaftes Schmollen, dem er aber Rechnung tragen müsse, weil er sich doch eigentlich wohl zu heftig benommen habe. In dieser Ueberzeugung wollte er denn jetzt auch nicht weiter sie bedrängen und lieber sich entfernen; wollte aber auch Alles zu baldigster Abreise ordnen. Vor Allem wollte er noch die möglichsten Vorsichtsmaßregeln gegen den frechen und gefährlichen Mitwisser der beiden großen Geheimnisse, gegen den abscheulichen anonymen Briefschreiber Professor Stickel bewerkstelligen und auch an dem verrätherischen Lauterbach noch zum Rächer werden. Für das Erstere schien ihm der allgewaltige Staatsminister die allererste und allerbeste Stütze zu sein. Nach raschem, doch vergeblichem Versuch denselben zu sprechen, schrieb er ihm:

„Excellenz! Der anonyme Brief, den Sie heute Morgen erhalten haben, war von mir, und stehe ich Ihnen für jede etwa zu fordernde Genugthuung zu Diensten. Die Hauptsache aber ist die: ein Professor Stickel ist der Mitwisser Ihres, sowie eines, meine eigene Familie tief berührenden Geheimnisses. Er bedroht asselbe mit anonymen Briefen: und wenn nicht die allerschleunigsten Maßregeln gegen ihn getroffen werden,

wird er das Aeußerste gegen uns thun. Handeln Sie daher ebenso rasch wie energisch. Noch bemerke ich, daß unser Werkzeug Lauterbach ein verrätherischer Schurke ist. Ich reise wohl noch heute, jedenfalls morgen ab und empfehle unsere gute Sache und mich selbst Ew. Excellenz auf's dringendste und ergebenste. Graf Dornau."

Nachdem Graf Dornau den Brief an den Minister geschrieben, eilte er in das Clublocal seiner Partei. Er gab dort die Parole gegen Lauterbach mit der Weisung, daß sie rasch verbreitet werde, auch in dem prinzlichen Kreise. Dann suchte er seinen Schwager, den Landrath, auf. Das war ihm zwar sehr peinigend; aber es mußte doch auch dies noch gethan werden. Er traf den Landrath im Grübeln über mancherlei Dinge, die sich sonderbar in seinem Gehirn kreuzten. Er grübelte über die mögliche Wendung der Umstände im Staatsministerium und im Landtag; er grübelte über die Constellation, welche sich aus dieser für ihn selbst, — für seine hochfliegenden Pläne nach einem Portefeuille ergeben könnte. Er grübelte mit boshaftem Raffinement über die Wege, die ihn zu einer ausgesuchten Rache an Dr. Brand führen könnten. Er grübelte über die verschiedenartigsten Mittel, die ihn dennoch zum Sieger

über die schöne, spröde und darum um so reizendere Musikantentochter, über die frühere Geliebte seines Bruders Johannes, machen könnten. — Gerade, als der Graf bei ihm eintrat, glaubte er das sicherste Mittel aufgefunden zu haben, und er brachte dem furchtbaren Ernst des Eintretenden das allerschönste Lächeln entgegen.

„Schwager Dippelfingen“ — begann der Graf sofort — „stecken Sie Ihre verdammte liebenswürdige Freundlichkeit jetzt in die Tasche und sagen Sie mir: wissen Sie, was Ihre Mutter war?“

„Sie scheinen ganz verteufelt spaßhaft zu sein, Schwager Dornau“ — sagte der Landrath verwundert und lächelte nur noch mit der oberen Reihe seiner großen, weißen Zähne.

Der Graf knirschte:

„Verteufelt, — ja! aber spaßhaft, wahrlich nicht! Und um denn die Sache kurz zu machen: Ihre Mutter war eine schlechte Person und ich bin mit Ihrer Familie schmählich blamirt worden.“ —

Des Landraths Gesicht färbte sich wie mit Kreideglanz. Um seinen langen, schmalen Mund zuckte es convulsivisch, und die grünlich schimmernden Augen flimmerten wie geisterhaft den Grafen an. Er holte

tief Athem; dann machte er mit den fast zusammengekrampften Fingern der rechten Hand eine kleine Wendung und sagte leise, doch fest:

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Graf! Und wenn Sie mir nicht beweisen können, was Sie sagten, so müssen Sie sterben.“ —

„Nun, das ist doch noch ein Wort, was sich hören läßt!“ — antwortete der Graf mit dem Tone einer wirklichen Befriedigung; und indem er sich setzte, sagte er:

„Aber ich werde nicht sterben. Und nun setzen Sie sich auch und hören Sie!“

Der Landrath saß ihm jetzt gegenüber und der Graf erzählte; erzählte eben Alles, was er von Lauterbach, durch jenen anonymen Brief und dann noch bei seiner Frau gehört hatte. Der Landrath horchte regungslos auf. Sein Gesicht wurde starr und grau wie Thon. Dann und wann züngelte es wie ein Schlangenblitz um seine Augen; dann und wann glänzte ein erschreckliches Lächeln über die leise geöffneten Lippen; dann und wann zischte daraus ein fürchterliches „Schön! — Sehr schön!“ hervor. Und dies Alles auch jetzt, nachdem der Graf geendet hatte, und zwar so schrecklich, so gespensterhaft, so teuflisch, daß der Graf

fast erschrack, daß er aufsprang und sich abwandte. Indessen resolvirte er sich rasch und wendete sich dem Landrath wieder zu, indem er sagte:

„Sehen Sie, das ist die Geschichte! — Und was meinen Sie nun, was hier zunächst zu thun sei?"

Der Landrath erhob sich in kalter Ruhe und antwortete ebenso: „Das ist freilich eine sehr böse Geschichte! Und das Nächste wird wohl sein, daß wir so bald als möglich abreisen, nachdem jene Schurken, so viel als augenblicklich möglich ist, unschädlich gemacht werden."

„Ist bereits geschehen!" — Und der Graf erzählte was er gethan.

„O sehr vortrefflich! Sehr schön! Dann also wäre das Abreisen das Nächste."

„Ja! aber meine Frau" — und der Graf erzählte, ziemlich verlegen und in kurzen Umrissen, was zwischen ihm und seiner Frau vorgegangen sei, und mit welcher Weigerung ihn dieselbe entlassen habe; er hoffte indessen, daß das nur so Larifari sei, und sie werde schon wieder vernünftig werden. Der Landrath lächelte dazu, wie eine dressirte Hyäne, der man Futter vorenthält, bis sie lacht, und mit diesem Lächeln meinte er: „Nun ja, nun ja! Kann mir denken. Die liebe Schwester ist etwas

sensitiv. Der liebe Schwager war wohl etwas zu enragirt. Ja wohl! Indessen kann sie ja vorläufig auch hier bleiben und wir reisen allein ab. Dann das Zweite, was nun zu thun ist: wir müssen uns doch schießen, Schwager Dornau!"

„Ach was!" — stieß der Graf verwundert aus.

„Mit gezogenen Pistolen und auf sechs Schritt Barrière!" fuhr der Landrath in eisiger Ruhe fort.

„Ich, ich habe Ihnen aber doch bewiesen —"

„Wenn Sie das nicht gethan hätten, mein Vortrefflichster, so hätte ich Sie gemordet. Nun aber ist's anders. Nun giebt's ein Duell. Sie haben meine Mutter und meine Familie so brutal beschimpft; — Sie haben meine Schwester so barbarisch behandelt, — und das Alles nur ihrer einfältigen, dummen, verkommenen Wappenschrullen wegen, für die kein Mensch mehr etwas giebt, und über die ein gescheidter Mensch, wie ich bin, sich hinwegsetzt und lacht."

„Dippelfingen! Um Gotteswillen!" rief der Graf entsetzt. Dann sagte er hastig: „Im Uebrigen Alles, was Sie wollen. Aber nur Das, nur Das sagen Sie mir: sind Sie kein echter Cavalier?"

„Wenn Sie das Wort in Ihrem thörichten, mittelalterlichen Begriff auffassen, so sage ich „nein!"

„Aber Sie haben sich doch immer so gezeigt, so benommen, danach gesprochen und gehandelt.“

„Weil ich mir damit eine Carrière machen wollte; weil ich einsah, daß in unserm Lande, bei unserm Herrn, ich einzig damit sie machen könnte. — Mir ist das Gebahren unserer ganzen Sippe immer mehr als ein lächerlicher Popanz erschienen, und ich halte mich nur darum für besser als Andere, weil ich klüger bin. Ich verachte nur darum die Bürgerlichen, weil sie auf unsere Dummheiten noch viel zu viel geben. — Da denn doch nun einmal so Vieles hier zur Sprache gekommen ist, so will ich auch damit nicht hinter dem Berge halten: d. h. nur bei Ihnen; bei den Andern spiele ich meine Rolle fort, und ich darf wohl überzeugt sein, daß Sie mir dieselbe nicht kreuzen werden.“

„Nein! Nein! Gewiß nicht!“ — antwortete der Graf in dumpfer Betäubung und Verwirrung. Fast drohte er zu sinken vor ungeheurer Erregung, vor Schmerz. Ja Schmerz, in des Wortes vollster Bedeutung — Schmerz, wie er über das traurige Geheimniß selbst nicht so empfunden hatte. Er sah in des Landraths Worten nicht allein einen verrätherischen Abfall, einen abscheulichen Verrath von und an der einzigen Sache, die er noch für hoch genug hielt, um

dafür zu leben und zu sterben. Er sah auch diese Sache selbst auf einmal wanken; er sah ihre Säulen geborsten; er wurde fast irre an ihr; und darüber empfand er Schmerz in des Wortes vollster Bedeutung. Indessen sammelte er sich und sagte in finsterer Ruhe und mit halbabgewandtem Gesicht: „Herr Landrath! spielen Sie also Ihre Rolle ruhig weiter. Wie gesagt: ich werde sie Ihnen nicht kreuzen. Aber ich kreuze auch keine Waffen mit Ihnen. Sie sind in meinen Augen kein Cavalier mehr; denn wo die Gesinnung eines solchen fehlt, reicht das Wappen nicht aus."

„Sehr süperbe gedacht! Aber ich rathe Ihnen, es dennoch zu thun. Sie kennen mich noch nicht. Ich bin zu Vielem fähig; verlassen Sie sich darauf! Sie trauten mir auch keinen Muth zu, als ich Sie wegen der Genugthuung, die ich von dem Doctor glaubte fordern zu müssen, um Rath fragte. Sie mochten auch Recht haben. Aber jetzt, jetzt habe ich Muth; sehr viel Muth. Und Sie haben wohl schon gehört und gemerkt: noch zu ganz anderen Dingen als zu einem Duell. Und nun sage ich Ihnen schließlich dies: Kehrt Ihre Frau ruhig und friedlich mit Ihnen nach Hause zurück; wird sie von Ihnen nobel und gut behandelt, und wird von der ganzen Angelegenheit

Ihrerseits kein Wort mehr erwähnt: dann will auch ich Ihr ruhiger, friedlicher Herr Schwager bleiben und Ihre brutalen Beleidigungen mit dem vergolten sein lassen, was durch die Schuld meiner Mutter Ihnen angethan wurde. Haben Sie aber meine Schwester derartig beleidigt, daß dieses sonst so gute und duldsame Geschöpf nicht mehr zu Ihnen kommen kann, oder quälen Sie dasselbe nur noch einmal mit dieser schrecklichen Sache, oder sprechen Sie von derselben nur noch ein Wort, so daß irgend ein Eclat entstehen kann: dann fordere ich Sie auf Tod und Leben. Und wenn Sie sich mir nicht stellen, — dann — — — u. s. w. Sind Sie mit diesem Compromiß zufrieden?" — Er lächelte und sein Lächeln grinste wie das eines Todtenkopfes.

„Ja!" — antwortete der Graf in dumpfer Ruhe; dann setzte er hinzu: „Für's Erste, ja! Adieu!" — und er ging rasch davon.

„Au revoir, mon cher!" — rief der Landrath ihm nach; sann einige Augenblicke still vor sich hin und murmelte dann: „Hinter der ganzen Geschichte muß ein Anderer stecken, als der blonde Professor! Er wohnt bei dem Doctor — mein guter Commissionär hat mir das schon berichtet — und dieser Schurke, kein Anderer

wird es sein, der hier die teuflischen Fäden führt. Ich muß das ganz genau wissen und sogleich."

Der Landrath bereitete sich zum Ausgehen vor und indem er zur Thür hinausschritt, murmelte er: „Und **wenn** er es wirklich ist; wenn er auch hier bis in das Eingeweide mir gegriffen hat: dann ist er verloren; mir angehörig mit Haut und Haaren."

Der Graf war indessen, schweren Ernstes und kummervollen Herzens, in das Palais geeilt. Gegenüber der letzten Erklärung des Landraths hatte er sich vorgenommen, seine Frau nur einfach zu fragen, ob sie mit ihm abreisen werde; keineswegs aber dazu sie zu drängen oder gar es ihr zu befehlen. Indessen hoffte er sehr auf ihre ihm stets bewiesene Fügsamkeit, auf ihr weiches, schwaches Wesen und ihr gutes Herz; und er nahm sich auch vor, ihre Thränen und Seufzer, ihre Gereiztheit und ihr zimperliches Beleidigtsein mit möglichster Ruhe zu ertragen. Wie aber staunte er, da ein Wesen ganz anderer Art ihm entgegen trat, als er erwartet, als er verlassen hatte. Da sah er keine Thränen, da hörte er keine Seufzer mehr, und nichts weniger als Gereiztheit und zimperliches Beleidigtsein sprach aus ihren ruhigen klaren Blicken und Mienen, wie aus ihrer ganzen Haltung. Aber freilich auch keine Spur mehr

von ihrem weichen, schwachen Wesen; ja nicht einmal von ihrem guten Herzen. Nicht allein ruhig und klar sondern auch fest, stolz und kalt schritt sie einher; trat sie ihm entgegen; sprach sie nun zu ihm:

„Ich reise nicht mit Dir! Vielleicht komme ich nach. Vielleicht! Das weiß ich noch nicht. Noch weniger, wann!“

„Aber, Dorothea!“ — und er streckte ihr in verwirrtem Erstaunen und in einem Anflug von wirklicher Rührung die Hand entgegen. — Sie nahm sie nicht an und machte eine leise, abwehrende Bewegung. Er zuckte in plötzlichem Zornesaufwallen zusammen; beschwichtigte dieses aber sogleich und sprach mit nachdrücklichem, ja mit weichem Tone: „Und unsere Kinder!“

Da fuhr es wie ein leiser Schauer durch ihr Wesen; sie schlug die Augen hoch auf und rasch nieder; dann aber antwortete sie wieder mit ernstem, kaltem Ton und Wesen: „Das sind Deine Kinder!“ — Doch gleich als ob sie erschrack vor diesem Worte; als ob es ihr plötzlich das krampfhaft verschlossene Herz wieder aufreiße, sagte sie milder: „Vielleicht!“

„Und was wird die Welt dazu sagen, Gräfin Dorothea!“ — rief der Graf fast mit Entsetzen aus.

„Die Welt? Ich habe mit der Welt nichts mehr zu schaffen.“

„Aber Du kannst doch nicht hier bleiben, wenn die entsetzliche Geschichte ruchbar wird?“

„Das wird sich finden!“

„So reise ich also wirklich allein?“

„Reise!“

Zorn, Staunen, Beklommensein, Schmerz und Reue wühlten und wogten seltsam gemischt auf und nieder in des Grafen Seele — und damit ging er, rasch entschlossen, davon. Die Gräfin sah ihm ruhig und fest nach. Dann aber setzte sie sich, wie todmüde, nieder und sprach mit dem Tone tiefster Erschütterung: „Nun bin ich eine Witwe geworden. Vielleicht auch kinderlos.“

Drittes Kapitel.

Der Herr General-Superintendent Krummbaum.

Je ärgerlicher die Journal-Helden des Herrn Ministers und der Schwertpartei darüber gewesen waren, daß sie die ihnen bereits vorgehaltene Beute, die Angelegenheit des Communisten Freier, oder eigentlich den damit verbundenen Feldzugsplan gegen die demokratische

Partei, — wieder fahren lassen mußten: desto erfreulicher war ihnen die merkwürdige Angelegenheit mit dem nun entdeckten Darsteller des eigentlichen Shylock. Benno hatte dieselbe als eine so unzweifelhafte Thatsache und doch so ganz unter vier Augen, als eine so vertraute Mittheilung von ganz geheimnißvoller Seite her und so nach allen Seiten hin erzählt, daß man nicht mehr zweifeln konnte oder wollte: diese merkwürdige Geschichte solle erzählt werden. Wußte man doch auch, daß Benno ein ganz besonderes Vertrauen Sr. Excellenz besitze und schon zu manchem der geheimsten journalistischen Coups ausersehen worden sei. So glaubte man auch annehmen zu können, daß jetzt auf einmal wieder Front gegen die Mucker gemacht werden solle, daß dieselben im Augenblick zu lästig oder zu übermüthig geworden seien, und man sich ihrer vor der Hand entledigen wolle, um sie erst später wieder zu benutzen. Und so wurde denn an einem und demselben Morgen in verschiedenen ministeriellen Journalen der erstaunten Welt verkündet, daß der vielbesprochene geniale Darsteller des Shylock auf dem Theater der Martin-Vorstadt niemand anders gewesen sei, als ein bekannter hoher Würdenträger der Kirche, als eines der hervorragendsten Häupter der Frommen; kurz, als der Herr General-Super-

intendent Krummbaum! — Und gerade in diesen Journalen und bei dem Glauben, daß die neue Aera mit den „Frommen“ noch Hand in Hand gehe; sowie bei dem Umstand, daß alle Journale dieser Aera die Geschichte brachten: wer konnte sie da noch bezweifeln! Sie erregte ein unendliches Erstaunen und ein homerisches Gelächter bei den Einen, den fürchterlichsten Schreck und Zorn bei den Anderen. Sie ging von Mund zu Mund, von Haus zu Haus; sie flog durch die Luft, sauste mit dem Dampf, zuckte durch die elektrischen Drähte. Sie wurde ein Ereigniß; ein kaum glaubliches und doch so wahres, ein unendlich merkwürdiges, komisches und schreckliches. Beinahe aber auch ein gefährliches für ihre Urheber und Verbreiter. Denn der plötzlich von allen Seiten schwer bedrängte Minister gerieth aus seinem ersten, unwillkürlichen Gelächter in eine peinigende Verlegenheit, dann in den zornigen Verdacht, daß er in seinem eigenen Lager Verräther habe, die diesen ganzen Skandal auf Anstiften seiner Feinde hervorgerufen hätten. Die rascheste Untersuchung warf von allen Seiten her den schlimmsten Verdacht, ja fast den Beweis auf Benno. Aber Benno war auf das Platzen der Bombe vollkommen vorbereitet gewesen: er konnte ganz ruhig und mit seinem Ehrenwort bekräftigen, und Keiner konnte ihm darin wider-

sprechen, daß er die Sache nur als ganz vertraute Mittheilung unter vier Augen erzählt und dabei ausdrücklich nur von einer „geheimnißvollen," aber nicht von einer „hohen" Stelle, bei der er es erfahren, gesprochen habe. Und als er nun Sr. Excellenz den Namen des allervertrautesten und darum auch gewiß allerglaubwürdigsten und maßgebendsten Dieners Sr. Excellenz, als er den Namen Lauterbach nannte: da war er in den Augen des Herrn Ministers auch sofort ganz frei gesprochen. Denn da glaubte derselbe plötzlich nur einen neuen Beweis von dem Verrath und der Schurkerei seines ihm so theuer gewesenen Leibspions klar vor Augen zu haben. Benno und die Uebrigen wurden rasch absolvirt und bekamen nun gemessenste Ordre, schon für die morgigen Zeitungen die ganze Sache als eine alberne und abscheuliche Erfindung, als eine Mystification seltenster Art darzustellen. An die Möglichkeit der Wahrheit glaubte nun im Augenblick auch keiner der Betheiligten mehr, soviel auch noch wegen der unleugbaren Verkleidung des frommen Mannes zu enträthseln und zu denken übrig blieb. Benno hatte überhaupt nicht an die Geschichte geglaubt; aber, wie wir schon hörten, sich vorgenommen: sie soll wahr sein! — sie soll ganz ungeheuer wahr sein! Er dachte: Ich habe mich in dem gewöhnlichen

Trisch und Tratsch meiner ministeriellen Beschäftigungen schon zu lange gelangweilt; ich muß und muß einmal wieder etwas Besonderes unternehmen; eine kleine Bombe in die Gesellschaft, einen kleinen Sprühteufel unter das Federvieh meiner Collegen und in den Heuboden meiner dummen Brodgeber werfen! — Nun hatte er das ausreichend gethan und sich in dem Geschwirr und Gewirr der Folgen davon so wohl befunden, wie der Pferdefuß in der Mainacht auf dem Blocksberge. Und nun, nachdem er sich bei Sr. Excellenz den Rücken gedeckt und den Magen warm gehalten hatte, wollte er sich noch das letzte Gaudium machen, wollte er das unglückselige Opfer seiner diabolischen Lüste besuchen, oder, wie er sich ausdrückte, „betrachten.“ —

Wir haben Herrn Krummbaum auf seinem zerwühlten Lager in einer sehr bedenklichen Anwandlung von eigenthümlicher Frömmigkeit verlassen: betend gegen des Teufels Anfechtungen; betend, daß ihm ferner Macht bleibe, seine Maske eines reinen Gottbegnadigten unverrückt vorbehalten zu können. Und er schien Geschmack an diesem Beten zu bekommen; es schien ihm ein gutes Geschäft zu sein; er fühlte sich sichtlich stärker und beruhigter. Aber immer hatte er noch Angst vor Entdeckungen und Enthüllungen, vor unbekannten Geheim-

nissen und Collusionen; seine Pelze schienen ihn wie finstere Geister anzubrummen, und seine blaue Brille funkelte ihm fürchterlich entgegen. Und siehe! da kam es über ihn, als wenn es doch am Ende besser wäre, auch wirklich fromm zu sein; keine Maske mehr zu tragen und dasjenige in Wahrheit auszuüben, was er bisher nur geheuchelt habe. Da wurde sein Beten von Stunde zu Stunde inbrünstiger; da wurde von Stunde zu Stunde die Welt ihm immer weltlicher; die Erde immer irdischer und er sich selbst immer reiner und himmlischer. Eine in Gebet und Psalmensingen, in Gesang- buch- und Bibellesen hingebrachte Nacht zeitigte die neue Aera seines Daseins; er entschlief am Frühmorgen als ein noch Suchender und Ringender, und erwachte nach wenigen Stunden als ein Gerechter, als ein verloren gegangenes und wiedergefundenes Lamm; als einer der reuigen Sünder, an denen der Himmel mehr Freude haben soll, als an neunundneunzig Gerechten. O, wie schmeckte ihm nun das bescheidene Frühstück, was er sich mit hoch zur Decke emporgerichteten Augen demuthsvoll bestellt hatte! Wie mitleidig schaute er auf das elend- irdische Zeitungsblatt, das der Kellner mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck neben den Präsentirteller des Frühstücks gelegt hatte! O, was sollte ihm jetzt der-

gleichen! Hatte er doch hier vor sich den einzigen Quell aller Gnade, seine Bibel, und — aber das Zeitungsblatt mußte doch plötzlich eine besondere Anziehungskraft für ihn haben, denn sein über dasselbe streifender Blick wurde gehalten: da stand sein Name groß gedruckt; da mußte er lesen! — Und er las. Er las, daß er, das wiedergefundene Lamm, der zum Himmel emporgetragene reuige Sünder — auf dem Theater in der Martin-Vorstadt den Shylock gespielt habe — höchst genial gespielt habe! — —

„Genial! — Genial!“ — so murmelte er jetzt verschiedene Male fast wie blödsinnig vor sich hin, indem er immer nur auf das Blatt stierte. Er konnte das Ungeheuere noch nicht fassen; er konnte das Wirkliche noch nicht für möglich halten. Er konnte nur wirr und stumpf murmeln und starren. Nun schüttelte er den Kopf, wie um sich zu besinnen, sich zurecht zu finden; er blickte scheu nach links und rechts und machte mit den Fingerspitzen convulsivische Bewegungen. Nun las er noch einmal und das Ungeheuere trat ihm näher und näher; es wurde Wirklichkeit, pure klare Wirklichkeit! — Einen Augenblick lang fühlte er eine fürchterliche Angst, ob er verrückt geworden sei; aber nein, nein! Er war ganz bei Sinnen! — Aber das — das, was da stand,

war doch Wahnsinn! Ein Teufelsspuk! Eine Erfindung der Hölle! Und doch standen darin auch Sachen von entsetzlicher Wahrheit: von Verkleidungen, von geheimnißvollen Gängen, von Pelzen und einer blauen Brille! — — O, er glaubte, die Pelze, die gestern Abend ihn nur angebrummt hatten, würden jetzt zu wilden Bären, die mit ihren fürchterlichen Tatzen auf seinen Schultern ruhten; die blaue Brille, die gestern Abend ihn nur fürchterlich angefunkelt hatte, werde jetzt zu einer Schlange, die mit weit geöffnetem Rachen sich vor ihm aufbäumte! Und er hatte nun wieder kein anderes Wort der Beschwörung, als das blödsinnig hingemurmelte: „Genial! — Genial!“ —

Plötzlich aber glaubte er die Lösung des fürchterlichen Geheimnisses gefunden zu haben: seine Feinde, die durch diese Erfindung ihn hatten verderben wollen, waren ohne ihr Wissen und Wollen Werkzeuge in der Hand des Herrn gewesen: sie sollten zuerst ein großes, gerechtes Strafgericht an ihm vollziehen und sodann für immerdar ihn losreißen von der irdischen Welt, ihn nieten und festen durch die Schläge des Unglücks zu einem gewaltigen Hammer, zu einem auserwählten, gottbegnadeten Rüstzeug in der Hand des Herrn; ihn salzen und heiligen durch die Thränen des Jammers zu

einem Opfer für den Altar des Himmels. Nun kam eine wilde, fanatische Verzückung über ihn, und er stürzte nieder auf die Kniee und rief händefaltend aus: „O Dank Dir, Dank Dir Allewiger, daß Du Deinen elenden Knecht also werth Deiner Gnade hieltst! Nun will ich flammend verkünden Dein heiliges Wort. Und einzig soll die Wahrheit, die zu Dir hinan führt, o Gott, mein sündhaftes Leben leiten!“ Nun erhob er sich beruhigt, nahm sein Gesangbuch, setzte sich auf ein Sopha und fing an, halblaut zu singen. — Da klopfte es. Er hörte es nicht; noch einmal; „Du mußt es dreimal sagen!“ — citirte Benno vor der Thüre und klopfte zum drittenmal. Ein feierliches „Herein!“ erklang und Benno trat ein.

„Guten Morgen, mein Theuerster!“ rief er schon auf der Schwelle; doch stutzend blieb er stehen, als der fast erschrocken aufstehende Priester ihm zurief: „Apage! — Weiche von mir, Satanas!“

„Hat er vielleicht schon gemunkelt, daß ich —“ dachte Benno und schielte halb zu Krummbaum, halb zu der ihm wohlbekannten Zeitung auf dem Frühstückstische hin.

„Wollen einmal sondiren!“ dachte er dann und trat einige Schritte vor, indem er ganz treuherzig und fast

bekümmert fragte: „Was habe ich Ihnen denn gethan, Brüderchen, daß Sie —“

Da trat der fromme Priester ihm feierlich entgegen und sagte: „Gethan? Mir? O, mir nichts! Mir kann die Welt nichts mehr anthun. — Aber Dir hast Du was angethan! Dir und dem Herrn! Und er wird mir verzeihen, daß ich soeben den Sünder von meiner Schwelle weisen wollte, anstatt ihn festzuhalten, festzuhalten mit dem Worte der Gnade und Bu—“

Weiter kam er nicht, denn Benno brach plötzlich in so unbändiges Gelächter aus, daß dem frommen Manne das Wort auf der Lippe erstarrte. Sobald Benno gemerkt hatte, daß sein Liebling keinen Verdacht wegen des Shylockartikels gegen ihn habe, war er fest überzeugt, daß dieser köstliche Bursche ihm wieder jene Scene vorspielen wolle, die im Boudoir des Ministers ihre so rasch geschlossene Freundschaft eingeleitet hatte. Und jetzt spielte der prächtige Kerl sie noch viel schöner; so wahr — Benno konnte zuletzt nicht mehr an sich halten — er mußte losplatzen und dem frommen Mann blieb die „Buße“ auf der Lippe sitzen. Dann wurde es ihm etwas wirr zu Muthe; bei heftigem Augenzwinkern erinnerte er sich zu seinem Entsetzen, wie Benno schon einmal so vor ihm gestanden habe;

wie da aber er selbst, — o, er wagte das nicht auszudenken! Und doch — doch: er wollte daran denken! Er wollte tief zerknirscht fühlen, wie entsetzlich sündhaft er da gewesen sei; er wollte diese Sünde nun wieder gut machen; er wollte nicht wanken und weichen, bis er auch dieses verirrte Lamm wieder zur Heerde der Gottseligen zurückgeführt habe. Und so begann er denn sein Bekehrungswerk mit wahrhaft glühendem Eifer; aber je glühender und eifriger er wurde, desto mehr mußte Benno lachen, bis der fromme Mann in eine fast wahnsinnige Begeisterung gerieth und Benno endlich gelangweilt und fast angewidert entgegnete: „Na, Brüderchen, nun ist's aber auch genug mit dem dummen Zeug! Nun wollen wir Eins darauf trinken. He?"

Da erbleichte Krummbaum; seine angespannten Kräfte ließen nach; er wankte fast zurück auf das Sopha und murmelte zerknirscht vor sich hin: „Weh mir! Ich bin noch zu sündhaft, noch nicht begnadet genug. Der Herr hat mir noch nicht genug der Kraft gegeben, die Sünder zu bekehren."

Jetzt saß er wie gebrochen auf dem Sopha. Benno wußte nicht recht, was er daraus machen sollte. War der Mensch durch den Zeitungsartikel vielleicht wirklich

fromm, wohl gar verrückt geworden? — „Ach was!“ — dachte er — „so ein hartgesottener Sünder hält schon einen Puff aus. Er will mich beschwindeln. Weiter nichts. Und dafür soll er büßen.“ Er nahm ganz gleichgültig das Zeitungsblatt vom Tische, wendete sich dann wieder zu Krummbaum hin und sagte: „Na, lieber Bruder, ich gratulire! Das Tausendnochmal — Sind Sie aber ein Talent! Haben Sie den Shylock gespielt! Das Donner!“

„Mensch!“ rief Krummbaum entsetzt, indem er aufsprang.

Aber Benno ließ sich in seinem Gleichmuth nicht stören und sagte mit liebevollem Vorwurf: „Aber, so was hätten Sie mir doch auch sagen können; ja, das hätten Sie mir eigentlich anvertrauen müssen. Wenn ich Sie nur gesehen hätte! Sie müssen doch merkwürdig ausgesehen haben?“

„Satanstrug! Spiegelfechterei der Hölle!“ schrie der unglückselige Priester in Verzweiflung, in ohnmächtiger Verzweiflung; denn Benno fragte in pfiffiger Gemüthlichkeit: „Sagen Sie mir nur, wie sind Sie denn eigentlich dazu gekommen? Und wollen Sie denn nun wirklich ganz zum Theater gehen?“

„Gehen Sie zur Hölle, wohin Sie gehören!“

schäumte nun auf einmal wüthend der gequälte Fromme und drohte auf Benno mit geballten Fäusten los. Plötzlich aber schlug er mit denselben sich zerknirscht auf seine Brust, den Herrn um Gnade anflehend für solch' sündhafte Erregung des Fleisches. Dann bat er den so arg Verwünschten demuthsvoll um Verzeihung; aber auch um die Güte, ihn jetzt allein zu lassen; allein in Gebet und Kasteiung.

Benno glaubte bei den letzten verzweifelten Frömmigkeitsäußerungen Krummbaum's wirklich, daß die Komödie eine Wahrheit geworden sei. Da wurde es ihm unheimlich oder wie er sich ausdrückte, „eklich" zu Muthe, und er empfahl sich hastig, doch mit der Versicherung: „Wenn Sie wieder gescheidt geworden sind, sprechen wir weiter davon."

Krummbaum aber sollte sein gewünschtes Alleinsein nicht lange genießen. Da kam zunächst der — schon in der Abreise begriffen gewesene Graf Dornau, um von ihm selbst Aufschluß über die ungemeine Geschichte zu bekommen; dann der Landrath zu gleichem Zweck und dann kam die dringende Weisung, sofort vor dem Staatsminister zu erscheinen. — Und allen Dreien trat er mit dem Feuereifer eines Heidenbekehrers entgegen, und alle Dreie glaubten ihm natürlich nicht und

fanden seine hartnäckige Heuchelei höchst spaßhaft, zuletzt abgeschmackt, und alle Dreie sprachen immer auf's Neue von Shylock, von den Verkleidungen, von den Pelzen und der blauen Brille. Der unglückselige Mann gerieth in immer größere Verzweiflung; sein Geist begann zu schwärmen; seine Sinne begannen sich zu verdrehen; er wußte zuletzt selbst nicht, ob er den Shylock wirklich gespielt habe oder nicht. Er hielt es für möglich, daß der Teufel doch wirklich ihn so weit hingerissen habe. Vor Allem aber wollte er Wahrheit, volle Wahrheit sagen; und so entdeckte er denn dem Grafen, dem Landrath und dem Minister alle Geheimnisse, Intriguen und Pläne, die ihm von jedem der drei Männer anvertraut worden waren gegen die andern Beiden, mit denen er innig verwebt gewesen, in denen er der Verräther und Spion für Jeden gewesen. So wollte er sich freisprechen von Allem, was ihn bedrückte, und je freier er sich sprach, desto enger umschlangen Grimm und Wuth einen Jeden der Dreie gegen die Andern. Am grimmigsten war die Wuth des Grafen gegen den Minister über dessen Plan: die Gräfin als sein Werkzeug bei der Prinzeß zu wissen. Die Gräfin Dornau ein Werkzeug! das war die frechste Beleidigung eines Cavaliers gegen seinen Standesgenossen. Der

Minister sollte ihm volle Genugthuung geben. Und die Prinzeß selbst war sonach doch auch als ein Werkzeug für des Ministers Pläne behandelt worden! Das mußte die Gräfin, mußte die Prinzeß noch wissen, ehe er abreise. Die Gräfin durfte keine Stunde mehr im Palais bleiben; dafür mußte der Graf jetzt ein Machtwort einlegen. Auch gegen den Kutscher Kilian empfand der Graf eine unsagbare Wuth. Der sich befreiende Priester hatte ihn ja als seinen Spion im Schlosse Dornau bezeichnet. Wehe ihm, wenn er dort ihn noch antreffe! Auch der Landrath schwur dem Kilian bittere Rache, als er von Krummbaum hörte, daß der Kilian auch dessen Spion gewesen sei, wo er sicher auf ihn gerechnet hatte. Der Minister kochte besonders gegen den Landrath, dessen Fäden ausgelegt gewesen waren, um sich das Portefeuille einzufangen, während er sich als devotes Werkzeug des Ministers gerirt hatte. Alle Dreie aber hatten gemeinsam das Gefühl des Abscheus, des Hasses und des Ekels gegen den Mann, den sie früher — Jeder in seiner Art — lieb und werth gehalten, wenigstens benutzt und geschmeichelt hatten, und der nun zum ersten Male in seinem Leben die Wahrheit sprach. Alle Dreie sahen die Nothwendigkeit ein, ihn unschädlich zu machen, wenigstens so rasch als

möglich ihn von hier wegzubringen und vorläufig wieder in die Einsamkeit von Gunzbach zu versetzen. Keiner glaubte so recht an die Wahrheit seiner Frömmigkeit, und Jeder setzte seinen fanatischen Bekehrungsversuchen zuletzt die entschiedenste Verachtung entgegen. Sein Geist begann zu schwärmen. Seine Sinne begannen sich zu verwirren. Er hielt es für möglich, daß er den Shylock wirklich gespielt habe; genial gespielt habe, und er fuhr tiefsinnend zu einer Buchhandlung und kaufte sich das betreffende Werk. Er besah es nach allen Seiten, dann nahm er es in seine gefalteten Hände und hielt es darin im Wagen vor sich hin. Zu Hause angekommen, schloß er sich ein und begann eifrig zu lesen.

Viertes Kapitel.

Eine Verhaftung.

Die Voruntersuchung gegen den gefangenen Freyer war lebhaft in Gang gekommen. Die nächsten Zeugen aus unserer Bekanntschaft waren Grell, Brand und Stickel. Grell konnte nichts anders sagen, als daß ihm Freyer so ehrenwerth von Stickel empfohlen worden sei, daß er ohne Bedenken ihn wieder weiter empfohlen habe; zunächst an Brand. Dieser konnte sich dann

nun wieder auf Grell's Empfehlung des Angeklagten beziehen und Stickel blieb dann zunächst die erste Quelle für Freyer's Empfehlung nach der Residenz. Er gab dafür seinen rheinischen Universitätsfreund an, der ihm für Freyer Gewähr geleistet habe. Es wurde das aber sehr auffällig befunden; — es sei doch sonderbar, meinte der Criminaldirector, daß erst ein sehr entfernt wohnender Mann dem Professor den Angeklagten habe empfehlen müssen, der mit ihm einige Jahre an ein und demselben und doch eben nicht großen Orte gewohnt habe. Stickel gab das Auffallende dieses Umstandes zu; aber er konnte doch mit dem besten Gewissen sagen, daß es nun einmal so und nicht anders sei. Die gesellschaftlichen Beziehungen und Berufsgeschäfte Beider gingen doch auch so sehr auseinander, daß es am Ende nicht so gar auffallend erscheine, wenn er Freyer vorher niemals gesehen, geschweige denn gekannt habe.

„Ich gebe das zwar zu, Herr Professor" — bemerkte der Director — „aber daß der junge Mann in der Stadt selbst, in der er Jahre lang lebte, nicht Jemand gefunden haben sollte, der ihn einführen konnte, das ist seltsam."

„Er stand seit Jahren ganz allein für sich" — sagte Stickel rasch und unbefangen.

Der Director fixirte ihn und fragte pointirt:

„Woher wissen Sie denn das?“

Stickel wurde verlegen: er mochte seinen Dormann nicht nennen; ihn nicht mit in diese Sache verweben; am wenigsten dasjenige mittheilen, was Dormann ihm von Freyer anvertraut hatte. Er wurde verlegen, — der Director argwöhnisch. Argwöhnisch zu sein, glaubte der Director, gehöre zu seinem Amte; und wenn er auch durchaus nicht darauf versessen war, einen Angeklagten schuldig zu finden, so that es ihm doch immer wohl, wenn er neue Berechtigung zu seinem steten Argwohn gewann. Die Auffindung und Verfolgung eines kleinen Fädchens, das sich nach und nach zu einem Strick abspinnen ließe, war für ihn von demselben Interesse, wie einem leidenschaftlichen Theaterbesucher oder Romanleser ein wirkungsvolles Stück oder ein spannendes Buch. Stickel hatte anfangs den besten und harmlosesten Eindruck auf ihn gemacht und, der Wahrheit die Ehre zu geben, der Director hatte sich dessen als verständiger und wohlmeinender Mann gefreut. Bei Stickel's letzten Worten aber und noch mehr bei dessen Verlegenheit nach der ihm gestellten Frage, hatte er doch auch wieder eine gewisse Freude daran, seinem eben zurückgetretenen Argwohn neue Nahrung gegeben zu sehen,

und es begann nun für ihn jene wohlthuende Aufregung, die er bei der Entdeckung und Verfolgung irgend eines feinen Fädchens allemal empfand. Er stellte nun dem verlegen gewordenen Stickel noch einmal die Frage:

„Woher wissen Sie das?“

„Es wurde mir erzählt.“

„So? Sie sagten aber doch soeben, daß Sie vorher niemals von ihm gehört hätten?“

„Vorher auch nicht, aber nachher. Am Abend meiner Abreise, als Freyer schon die Stadt verlassen hatte.“

„So? Und wer erzählte Ihnen das?“ — Stickel wurde wieder verlegen, und der Director wieder um so argwöhnischer und glücklicher. Er sagte etwas scharf: „Sie schweigen! Aber es ist Ihre Pflicht, mir zu antworten.“

„Nun denn,“ entgegnete Stickel mit einigem Unwillen, „von meinem Freunde, dem Polizeirath Dormann.“

„Ich weiß, daß Sie mit demselben sehr befreundet sind. Aber wie kamen Sie Beide auf Freyer zu sprechen?“

„Rein zufällig.“

„Für mich giebt es keinen Zufall, Herr Professor;

doch das nur nebenbei. — Hat Ihnen der Polizeirath nicht noch mehr über den Angeklagten mitgetheilt?" —

Stickel fühlte sich sehr beklommen; aber er mußte antworten.

„Doch!"

„Und was denn?"

„Es war durchaus nichts, was mit der obschwebenden Angelegenheit zusammenhängt.

„Das zu beurtheilen ist meine Sache, Herr Professor. Also was?"

„Es handelte sich eben nur um ein rein Persönliches aus Freyer's früherem Leben."

„Eben das ist es, was mich ganz besonders interessirt. Ich bitte daher!"

Stickel war jetzt ganz mit sich einig und antwortete ruhig, aber fest: „Herr Director! Ich werde Ihnen das nicht sagen. Es ist mir von einem Freunde aus seinem Amtsleben anvertraut; ich habe kein Recht dazu, es wieder zu erzählen."

Des Professors Bedenken: etwas so ihm Anvertrautes mitzutheilen, wies der Criminal-Director mit der Bemerkung zurück: „Was ein guter Beamter aus seinem Amtsleben mittheilen darf, darf kein Geheimniß für mich sein; am wenigsten vor einer Behörde, die das

Gesetz vertritt. Außerdem, Herr Professor, ist Ihre erste Pflicht, diesem Gesetze Gehorsam zu beweisen. Ich ersuche Sie nunmehr in Ihrem eigenen Interesse, mir auf's Genaueste anzugeben, was Sie aus dem frühern Leben des Angeklagten wissen. Sie dürfen eine Zeugen-Aussage nicht verweigern, ohne sich der unangenehmsten Maßregel ausgesetzt zu sehen; ja, ohne den Verdacht auf sich zu laden, daß Sie nur deshalb etwas verschweigen wollen, um sich nicht selbst zu graviren."

„Ich muß es Ihrem Gewissen und Ihrer Pflicht überlassen, was zu thun und anzunehmen Ihnen als geboten erscheint; werde aber nicht eher sprechen, als bis mir der Angeklagte selbst die Erlaubniß dazu ertheilt."

„Ich kann Ihnen durchaus keine Bedingungen gestatten unter denen Sie dem Gesetze Gehorsam leisten wollen; und ich halte es nunmehr für geboten, Sie in Haft zu nehmen."

„Herr Director!" — rief Stickel mit einiger Bestürzung aus; dann sagte er ruhig: „Wenn Sie das nicht dürften, würden Sie es gewiß nicht thun; ich muß mich also Ihrer Gewalt fügen. Aber Sie dürfen auch meinen guten Namen und meine Stellung im Staats-

dienste als Bürgschaft annehmen, um sicher zu sein, daß ich mich Ihnen nicht entziehen werde."

„Mir gilt kein Name und keine Stellung; mir gilt nur die Person und diese soll mir haften."

„So nehmen Sie vorläufig eine beliebige Cautionssumme als Bürgschaft an; ich bin meiner Freunde gewiß, daß dieselben solche stellen werden."

Der Professor sprach das so sicher, so warm. Wahrheit, Rechtschaffenheit und gekränktes Selbstgefühl lagen so deutlich in seinem ganzen Ton und Wesen ausgeprägt, daß der Director plötzlich wieder irre wurde. Er mochte auch wohl den Namen und die Stellung des Mannes, sowie die öffentliche Stimme für ihn bedenken; er war schon geneigt, eine Bürgschaft in Geld anzunehmen. Da wurde ihm ein Briefchen übergeben. Es war aus dem geheimen Cabinet des Staatsministers und lautete: „Der Professor Stickel ist ein höchst gefährliches Subject. Gehen Sie zu seiner Habhaftwerdung bis an die äußerste Grenze Ihrer Macht. Ich decke Sie."

Der Director hatte zwar die Weisung erhalten, über alle bei ihm vorkommenden politischen und staatsgefährlichen Acten dem Minister stets sofort Rapport zu erstatten und er hatte das auch bei dieser Angelegenheit gethan. Sonst aber hielt er sich doch frei von ministe-

riellen Beeinflussungen; und so hatte nur der erste Satz jener Zeilen eine Bedeutung für ihn, der zweite verstand sich danach von selbst und der dritte war daher gar nicht nothwendig; ja er kränkte den Director weit eher, als er ihn ermuthigte. Der Director dachte: „Ich brauche keine Deckung, wenn ich meine Schuldigkeit thue, und ich werde nie soviel thun, daß ich sie brauche.“ Aber die Worte: „Der Professor Stickel ist ein höchst gefährliches Subject,“ die er natürlich nur in criminalistischer Beziehung auffaßte, erregten in ihm förmlich eine criminalistische Wollust; sogar eine gewisse Gereiztheit gegen den Mann, der noch einmal sein auf's Neue so glänzend bewährtes Mißtrauen — er nannte dasselbe „ein historisches Gefühl“ — erschüttert hatte. — Ein heftiger Klingelzug — das Eintreten eines Unterbeamten, dem Stickel überwiesen wurde. Er saß in Haft! — Zwar in verhältnißmäßig anständiger, doch scharf bewachter, und es wurde ihm nur eine Anzeige seiner Inhaftirung an Brand, mit Bitte um Einsendung erlaubter Effecten, gestattet. Er war resignirt über die Thatsache und einig mit sich, daß er nicht anders hätte handeln können. Aber ohne Ahnung von dem über seinem Haupte zusammengezogenen Gewitter und ohne Kenntniß der Fäden, die sich um ihn geschlungen hatten, empfand er

eine sittliche Empörung über die Tragweite richterlicher Gewalt, über die Schmach, die in ihm der persönlichen Freiheit überhaupt angethan sei. Es entwickelte sich in ihm eine Herbheit und Bitterkeit und daraus eine solche Gereiztheit, wie sein sonst so liebevolles und gerechtes Wesen bisher nicht gekannt hatte. Aber bei seiner nervösen und im Grunde leidenschaftlichen Natur, vor Allem bei seinem Haß gegen jeden Zwang, gegen jede vermeintliche Ungerechtigkeit und bei seiner krankhaften Pein in engen, dunklen, geschlossenen Räumen war das auch wieder ganz natürlich. Bald sah er in dem Criminaldirector einen persönlichen Feind, wenigstens einen Feind gegen seine ganze Partei, und viel zu wenig gewillt, wie befähigt, seine Empfindungen überhaupt verleugnen zu wollen oder zu können, machte er auch gegenüber dem Criminaldirector und dessen Unterbeamten gar kein Hehl daraus. Er erschwerte sich dadurch seine peinliche Lage immer mehr. Denn einestheils wurde der Director nun auch persönlich gereizt; anderntheils sah er in dem Benehmen des Inhaftirten die versuchte Maskirung der Haft und Sorge eines Schuldigen.

Dr. Brand war indessen über die empfangene Nachricht auf's Aeußerste bestürzt. Den Grund der Verhaf-

tung seines wackern Freundes vermochte er gar nicht zu ersinnen. Er eilte zum vielerfahrenen und bei dergleichen Fällen wahrhaft bewundernswerth listigen und wie von hundert Kobolden bedienten Anwalt Grell.

„Oho! oho!" — rief dieser — „ich merke schon den Braten! Du hast den dummen Biedermann für Dich in die Patsche laufen lassen. Er soll für Dich die Kastanien aus dem Feuer holen. O pfui! schäme Dich! Solch einen Freund so zu behandeln! Aber es geschieht ihm schon recht, dem lyrischen Schwätzer! Und er soll nun zappeln; er soll nun brummen. Ich rühre mich nicht." —

Brand sah ihn gutmüthig, aber keineswegs beunruhigt an. Er wollte dem Anwalt sein Plaisir schon gönnen, doch mußte es auch nicht zu lange dauern. Grell ärgerte sich etwas über diese harmlose Auffassung seiner nichtswürdigen Worte und sagte ganz trocken: „Wenn Du nun sonst nichts mehr hast: adieu! Ich bin sehr pressirt. Aber steck Dir noch eine Cigarre an;" — damit drehte er sich auf seinem runden ledernen Drehstuhl von Brand ab und seinem Schreibtisch zu. Da flog wirklich ein leiser Schatten von fragender Ueberraschung durch des Doctors Züge; Grell bemerkte dieselben in einem ihm gegenüber hängenden Spiegel, durch den er

stets alle bei ihm Eintretenden schon fixirte, ehe dieselben sein Gesicht sahen. Das war ihm oft sehr nützlich geworden; hatte ihm auch schon vielen Spaß gemacht, niemals aber so sehr wie jetzt, da es ihm zeigte, er habe nun auch den allernächsten und allergescheitesten seiner Freunde angeführt. Er drehte sich daher hastig um und sagte: „Uebrigens werde ich schon dahinter kommen, was da noch mitspielt; jedenfalls ist es noch ganz was anderes, als wir uns denken mögen. Sage mir nun zunächst alle Beziehungen, die Stickel hier und vielleicht in hohen Kreisen hat.“ Brand erzählte nun dem altvertrauten Freunde, was er ihm doch schon erzählen wollte: die Geheimnisse von Emma's und des Johannes Geburt; dann von den betreffenden anonymen Drohbriefen und dem Briefe Stickel's an die Gräfin. — Grell war zuerst tief bewegt, ja sichtlich erschüttert; aber mit tollem Humor rief er aus: „Ha, das inflammirt, das begeistert mich! Das ist so das rechte Hochwasser für meine Mühle! Das giebt Intriguen und Verwicklungen, Collisionen und wer weiß was noch Alles, wie ich mir das nicht schöner wünschen könnte. Teufelsgeschichten das! Und Du selbst, mein Junge, kommst da in die allerschönste Patsche hinein, die ich mir nur denken kann! Stickel sitzt schon mitten darin. Vortrefflich! Und jetzt

seh' ich's klar: sein Brief an die Gräfin hat ihn hineingebracht." —

„Meinst Du wirklich?"

„Natürlich! O, da oben hängt Alles zusammen, wie die Kletten! — Ich kenne das. Aber ich werde hineinfahren mit dieser meiner langen, spitzen Hand, wenn ich sie auch voll Stacheln zurückziehe! Heraus muß ich's haben, wo der Knoten geschlungen ist. Wetter nochmal, ist das köstlich!"

„Wir werden aber doch zunächst versuchen müssen, den Stickel gegen Bürgschaft frei zu bekommen."

„Versuchen ja, aber ich weiß voraus, daß es vergeblich ist." —

Und sie versuchten es; doch natürlich vergeblich.

„Nun will ich alle meine Kobolde loslassen: heute Abend noch erhältst Du Nachricht, oder ich müßte nicht der Gottseibeiuns sein!"

Keineswegs beruhigt begab sich Brand nach Hause. Bald darauf erschien Patze, herzlich bewillkommnet von seinem herrlichen Doctor und darum auch sehr glücklich; aber doch auch etwas befangen, denn die Zeitungsgeschichte von Shylock-Krummbaum-Patze ging ihm doch sehr im Kopfe herum; sie hatte ihn schon in lächerliche Situationen bei seinen Collegen und in unangenehme

Conflicte mit seinem Theater-Patriarchen und dessen Factotum gebracht. Besonders bedenklich aber war er wegen des hohen Kirchenherrn, der doch eigentlich durch ihn, durch seine dem Lauterbach aufgehängte Schnurre dem Gespötte der Welt so plötzlich preisgegeben und wohl gar irgend wie gefährdet worden war. Und hatte nun diese eine Schnurre schon so böse Folgen gehabt; war bei dieser schon die gläubige und verrätherische Schwatzhaftigkeit Lauterbach's erwiesen: was konnte da erst mit der anderen Schnurre von Emma's hohem Vater geschehen, die er dem elenden Sarastro aufgebunden hatte! So fühlte sich denn unser kaum so glücklich und mit sich selbst zufrieden gewesener Patze wieder recht unbehaglich und unzufrieden. Der Doctor setzte sein betretenes Aussehen auf Rechnung dessen, was der arme denkende Künstler jedenfalls bei dem so plötzlichen Platzen seiner vermeintlichen Glücksbombe zu eitel Dunst und Rauch doch noch einmal schmerzlich empfunden, was derselbe wohl außerdem noch an ärgerlichen Scenen erlebt habe, und da er sich auch noch einmal als den ersten Urheber all' dieser Calamitäten Patze's erblickte, so that ihm das doppelt leid für den sonst so wackern Kumpan. Aber die Verwechselung gerade mit Krummbaum hatte auf ihn so urkomisch gewirkt, daß er auch jetzt noch lachen

mußte, als Patze's Erscheinen ihn wieder daran erinnerte. Und so denn in einem Gemisch von Humor und inniger Theilnahme, aber auch resolut genug, einmal Beschlossenes immer fest durchzuführen und einmal Geschehenes mit starker Stirne anzusehen, rief er lachend, herzlich und couragirt aus: „Frisch auf, Freund Patze! Frisch auf! Nun sind die Schiffe hinter Euch verbrannt! Jetzt gilt's vorwärts, als ein neuer, ganzer Mensch!“ —

Patze wäre das nun auch gewiß sogleich gewesen; denn die Worte des Doctors und die ganze Art, wie sie gesprochen wurden, electrisirten ihn förmlich; aber — aber — die Befürchtungen, die Perspectiven! Er hatte vorher sich so sehr darauf gefreut, dem Doctor seine Schnurren mit Lauterbach zu erzählen; nun aber wurde es ihm ängstlich davor und gerade nun mußte er es doch am allerehesten thun. Gewiß war es eben keine Ermuthigung für ihn, als der Doctor wirklich ernst meinte: „Man soll doch den Teufel nicht an die Wand malen! Machten wir Beide da bei Ihnen den Witz: der Krummbaum könne auf dem Shylock sitzen bleiben — und siehe, nun ist das wirklich in scheußlicher Weise geschehen! Aber ich möchte doch nur wissen, welcher Kujon diese Geschichte so aufgebracht hat?“ —

Patze fühlte sich sehr betreten; aber es mußte denn doch gesagt sein. Er nahm sich zusammen und meinte mit einem gewissen Galgenhumor: „Lieber Herr Doctor! Dieser Kujon — bin — eigentlich ich selbst.“

„Sie?! Patze!“

„Ja ich, der Patze!“ Und der denkende Künstler erzählte nun die erste Scene mit Lauterbach wegen des Shylock. — Brand lachte; er lachte immer mehr; die ganze Geschichte machte einen unendlich komischen Eindruck auf ihn. Nun lachte auch Patze; nun war der erste Stoß vorüber. Sein herrlicher Doctor fand ja gar nichts Unrechtes dabei, schob die unangenehmen Folgen auf Lauterbach und dessen ihm wohlbekannten Busenfreund Benno und tröstete sich und Patze mit dem Gedanken, daß die Sache ja doch bald wieder von Krummbaum's Leben und Schicksal abgewendet werde, daß auch so ein kleiner Schlag dem grauen Sünder und Heuchler gar nicht schaden könne. Nun lachte also auch Patze und erzählte frischweg seine zweite Schnurre, die er dem Lauterbach aufgebunden habe. Aber wie wurde dem armen denkenden Künstler zu Muthe, als er seinen lustigen Doctor plötzlich erbleichen sah, — als er ihn in erschütterndem Tone ausrufen hörte: „Mensch! — Mensch! Was haben Sie da gemacht!“

Patze war wie niedergedonnert. Dann sah er fast zerknirscht den Doctor an, der hastig bewegt auf- und niederging; nun wieder stille stand und auf Patze wie in's Wesenlose hinstarrte. Patze hatte keine Ahnung von dem, um was es sich handelte; er fühlte nur, daß er eine unendliche Dummheit gemacht und dadurch jedenfalls etwas sehr Schlimmes bewirkt habe. Schlimmes wohl gar gegen seinen herrlichen Doctor, was ihm jedenfalls das Allerschlimmste war. Doch jetzt sah der Doctor wie aus seinem Traum erwachend, den unendlich betrübten Künstler verstehend und fast mitleidig an und sagte: „Lieber Herr Patze! Sie haben sehr viel Böses angestiftet mit Ihrer Schnurre, es kann noch recht schlimm werden, später werden Sie wohl noch Alles erfahren dürfen. Aber seien Sie ruhig, ich bin es auch schon. Es war eben ein schrecklicher Zufall — Andere würden es Schicksal nennen — der hier mitspielte. Ich werde das nicht auf Ihre Rechnung setzen, sehen wir nur, wie hier noch zu helfen ist. Vor Allem müssen Sie sofort Ihren ganzen Witz und Scharfsinn aufbieten, um dem elenden Sarastro plausibel zu machen, daß Sie ihn mit dem Geheimniß schmählich angeführt hätten. — Patze schwur hoch und theuer, daß er das jedenfalls thun werde, wenn auch Lauterbach

ihn mißhandle, ihm an's Leben wolle. Mit diesem Entschluß eilte er davon.

Der Doctor saß noch lange in tiefernstem Nachdenken da. Wenn er Alles zusammenfaßte, was da in so kurzer Zeit geschehen war; wenn er Lauterbach's ihm wohlbekanntes Verhältniß zu dem Minister und dem Grafen damit in Verbindung brachte, so mußte schon ein innerer Zusammenhang immer mehr hervortreten. Wo indessen eigentlich der springende Punkt für Stickel's Gefangenschaft zu finden sei — das konnte er noch nicht ermitteln. Aber Grell, der getreue Mephisto, hatte es ermittelt; wenigstens eine Thatsache, und er stürmte gegen Abend in des Doctors Zimmer mit den Worten: „Alle guten Teufel seien gelobt! Wir wissen, wo der Hase im Pfeffer liegt: der Minister selbst hat unsern Professor bei dem Doctor schwer verdächtigt. Du weißt, was das heißen will. —“

„Alle Donner!“ rief Brand entrüstet aus. Nun schaute er einen Moment lang wieder mit den blitzenden Augen eines neuen kühnen Entschlusses empor, dann sagte er: „Nun weiß ich auch, was ich zu thun habe.“

„Ohne mich?“

„Ja!“

„Ei das wäre! — Und was denn?“

„Begleite mich jetzt nur in die Martinvorstadt. — Unterwegs erzähle ich Dir die merkwürdigsten Dinge; auch wieder ein rechtes Hochwasser auf Deine Mühe.“ —

„Gut! Aber die Hauptsache?“

„Ich gehe zum Minister!“

„Du — Du, zum Minister? Er wird Dich hinauswerfen lassen.“

„Das wird er nicht! — Und — kurz, ich gehe zum Minister! Nun komm! —“

„Topp! — O ich sehe schon, Du willst ein zärtlicher Schwiegersohn werden! — Geheimer Hofrath; zweiter Klasse mit Eichenlaub; zuletzt das Geschäft fortsetzen; bon!“ — mit diesen Worten hatte der Anwalt sich zum Fortgehen gerüstet und nahm den Freund unter den Arm.

Fünftes Kapitel.

Die Liebenden.

Emma Helmenreich war allein, als der Doctor bei ihr eintrat; ganz erregt, und sichtlich bemüht, dies dem Blick der Liebe zu verbergen. Sie sah ihn fragend an, und er mußte nun gleich und unverhohlen mittheilen,

was er erst am Faden des Gespräches hatte erzählen wollen. Emma war auch durchaus die Natur darnach, ein bestimmtes Unglück klarer und ruhiger aufzunehmen, als ein schwebendes und schwankendes zwischen Gut und Böse. Aber die so plötzliche Mittheilung von ihres Freundes Entschluß, im Interesse Stickel's direct zum Staatsminister gehen zu wollen, überraschte sie doch bis zu einer fast bangen Spannung. Wohl um so mehr, als ihr auf einmal wieder Alles das durch Herz und Gedanken schoß, was an dem Abend, wo sie das Geheimniß ihrer Geburt erfahren hatte, so mächtig, so wild dämonisch sie bewegte, was sie dem Freunde schon hatte beichten wollen, doch über ihre bebenden Lippen noch nicht bringen konnte. Der rechte Augenblick dazu hatte gefehlt. Jetzt war er da, und jetzt erschien es ihr nicht allein Bedürfniß, sondern doppelte Pflicht, den Freund mit all jenen leidenschaftlichen Regungen ihrer Seele vertraut zu machen. Und wie uns denn so oft hundertfache Empfindungen, die mit der Schnelligkeit eines Blitzes entstanden und verschwanden, von denen wir im Augenblick ihrer Entstehung oft kein klares Bewußtsein hatten und die nur wie lose, leichte dämmernde Schemen uns berührten: wie uns diese später oft mit einem Male in fast er-

schreckender Klarheit, in Buchstabentreue wieder vor die Seele treten: so wußte Emma in diesem Augenblicke auch wieder Alles, Alles ganz deutlich, was an jenem ihr so denkwürdigen Abend sie empfunden. Und Alles vertraute sie dem Freunde nun an, und zwar in einem eigenthümlichen Gemisch von neuer und leidenschaftlicher Gewalt, von ängstlicher Reue und dem Tone des Schmerzes, mit dem sie an jenem Abend Porzia's Gnadenrede gesprochen hatte. Sie endete mit heftigem Schluchzen; in athemloser Spannung und doch auch mit stolzem, fast herausforderndem Blicke das Urtheil ihres Geliebten erwartend; denn plötzlich warf sie sich an seine Brust, umschlang sie ihn und rief in zärtlichem Tone aus:

„Sieh — so empfand ich! so empfind' ich vielleicht noch! Ich weiß es nicht! So war — oder so bin ich! Und kannst Du mich nun von dieser Stelle verdrängen?“

Und sie drängte sich dichter an sein Herz; doch so, daß sie ihm voll in die Augen schauen konnte. Brand fühlte sich seltsam ergriffen; im seltsamen Widerspruch ergriffen. Wohl drückte er entzückt und hingerissen das Mädchen leidenschaftlich an sein Herz; wohl küßte er in leidenschaftlicher Zärtlichkeit ihre Augen, Mund und

Stirne; wohl rief er wie begeistert aus: „O nein! Nein!“ und doch auch fühlte er eine gewisse Beklommenheit, ein noch unerklärbar drückendes oder vielmehr scheues Ueberraschtsein. Hatte er sich Emma doch wohl ganz anders gedacht? nur ganz Mädchen, ganz Geliebte; nichts anders kennend, wollend, ahnend, als den Geliebten und des Geliebten Wollen und Streben? Und nun sah er ein Wesen vor sich, das gleichsam über ihr Herz, über jene einzig hingebende Mädchenliebe hinauswuchs, und nicht ihn allein als ihren einzigen Halt und Hort, als ihren „hohen Herrn“ betrachtete! Und mochte das wohl seine ebenso gebietende als nach Liebeszärtlichkeit verlangende Natur empfindlich treffen? Oder hatte vor seinem praktischen, resoluten Wesen jenes Chaos unbestimmter, wirrer, wildflackernder Gefühle, Gedanken und Bestrebungen etwas Ungesundes, Unnatürliches, Ueberspanntes? Oder war es die Betrachtung, daß gerade jetzt, wo durch sein Bestreben: die Geliebte ganz fern zu halten von allen Wirren der Partei, die den Freund in's Unglück gebracht hatte, — daß gerade jetzt die Geliebte selbst sich diesen Wirren so leidenschaftlich entgegen drängte? Was war es? — Es war wohl von dem Allen ein Theil, doch ohne daß er's wußte, ohne daß er überhaupt noch deutlich wußte,

daß er so beklommen, so unfrei bei aller Glückseligkeit sei. Und Emma selbst ahnte das am allerwenigsten. So staunenswerth scharf der Blick der Liebe auch ist, wo sie bangt oder fürchtet: so blind ist er da, wo sie in trunkener Seligkeit glaubt. Und seiner leidenschaftlichen Umarmung, seinen heißen Küssen, seinem begeisterten „O nein! Nein! —“ durfte, mußte sie dem nicht glauben, — glauben in trunkener Seligkeit? O gewiß! Gewiß! Und sie liebte ihres Freundes rasches und entschiedenes Wesen zu sehr, als daß es sie hätte verletzen oder irre machen können, als er plötzlich in ruhigem Ernst sich zurückbog, ihre Hände zusammenfaßte, und dann mit festem Tone sagte: „Nun laß uns aber auch klar sehen, liebes Mädchen, was Du willst, was Du kannst und darfst.“ —

„Ach, wer das wüßte!“ antwortete sie sanft und sah ihn mit träumender Zärtlichkeit an.

„Wir wollen es zu ergründen suchen, mein Herz!“ und er streichelte ihr langsam das blauschwarze Haar, dann fuhr er fort: Für's Erste mußt Du doch sogleich diese Bühne hier verlassen.“

„Ach ja, ach ja!“ rief sie hastig aus; und dann meinte sie zögernd: „Ich schäme mich ihrer, und doch schmerzt mich's auch wieder, daß ich so fühle: Keinem,

Keinem von Allen möchte ich das merken lassen. Vieles ist mir lieb da geworden und doch schaudert's mich auch wieder vor Allem."

„Ich verstehe Dich wohl! — Aber nun sage mir: willst Du Deiner Kunst treu bleiben? Willst Du auf neuen Bahnen Deine Kräfte versuchen? Glaubst Du Dich bestimmt zu einer großen Künstlerin?"

„Ach ich weiß nicht! Ich weiß nicht! Jetzt drängt's mich mächtig, mächtig zu ihr hin, mit jedem Nerv meines Wesens; und dann wieder möchte ich sie fliehen, ganz fliehen, — auf immer! Jetzt fühle ich in mir eine unsterbliche Kraft und dann wieder kommt das Zagen und Zittern; ja das Gefühl der vollkommensten Nichtigkeit."

„Ja, aber Du mußt doch einmal ein Bestimmtes erkennen und festhalten." — Diese Worte hatten schon einen gewissen unzufriedenen Ton und der Sprecher hob sich höher im Sessel empor und kreuzte die Arme über einander. — Emma mußte aufstehn, weil der Geliebte sie nicht mehr festhielt und sie nicht noch einmal sich dichter an ihn andrängen wollte. Warum das nicht? Sie wußte es nicht; sie folgte nur einem der wundersam feinen Instinkte eines zarten Gefühls, vielleicht schon dem ersten ahnungsvollen Dämmern der Besorgniß.

Sie stand also auf, setzte sich dem Freund gegenüber, sah ihn einen Augenblick still an und sagte dann mit sanftem Ernst: „Du — Du sollst mir das Bestimmte zeigen, mich erkennen lehren!“ — Und mit unendlich reizender Mädchenhaftigkeit setzte sie hinzu: „Wofür wärest Du denn da? Wofür hätte ich Dich denn?“ —

Ihr Aufstehen hatte er mit leise ahnendem Vorwurf empfunden. Ihr sanfter Ernst hatte ihn noch milder gemacht und in dem Zauber der letzten Worte fand er das, was er in ihren Bekenntnissen, wenn auch fast bewußtlos, vermißt hatte; in diesem Zauber lag ihm ja ganz das liebe Mädchenkind verborgen, was seinem zärtlichen Herzen so nothwendig war; sah er das Käthchen vor sich, das ihm das köstliche Wort: „mein hoher Herr“ zuflüsterte — das Wort, das seiner gebietenden Natur so wohl that. — Da beugte er sich denn gar lieb und gut zu ihr hin und fragte mit rührend-zärtlichem Tone: „Würde Dein unbestimmtes Drängen nach Deiner Kunst ganz aufgehn in unserem gemeinschaftlichen Glück? — in Deinem Leben an meiner Seite?“

Emma erbebte fast vor seligem Schreck und ihr Antlitz färbte sich mit fliegendem Roth. Sie schlug die Augen nur einmal groß und glänzend zu ihm auf; dann ganz nieder. Und nun sann sie einige Augenblicke

nach; es ging ein tiefer Ernst über ihre Züge; nun sprach sie klar und ruhig: „Ich weiß das nicht, mein Freund!“

Da lehnte sich der Doctor wieder zurück; es fuhr eine leichte Wolke über seine Stirn und ein leichtes Kräuseln über seine Lippen. Emma bemerkte das mit tiefem Schmerz. Sie sah ihn einige Augenblicke lang mit ernstem Weh an, den Kopf in die Hand gelegt; dann hob sie denselben wieder empor und sagte: „Ich fühle so, darum muß ich Dir es doch auch sagen. Es ist kein Mangel an Liebe, o gewiß nicht! Und wenn Du willst, opfre ich Dir es gern, ach so gern! Es soll auch nie, nie wieder ein Wort davon über meine Lippen kommen; ich werde auch glücklich, o sehr, sehr glücklich an Deiner Seite sein. Aber ich kann nicht dafür stehen, daß ich mich oft auch unglücklich fühlen werde; unglücklich durch den unendlichen Drang nach meiner Kunst. Und für diesen Drang — kann ich dafür? Er ist wohl ein Theil meiner Natur.“

„Du hast recht, liebe Emma!“ — sagte der Doctor auf das offene Bekenntniß des Mädchens, das sich in den raschen Uebergang von den Erregungen des Kunstlebens zur Stille der Häuslichkeit nicht sogleich finden konnte. Er sagte es ganz im Gefühl und Wesen ge-

wonnener Einsicht, erkannter Wahrheit und des rechtschaffenen Bestrebens, ein fast begangenes Unrecht wieder gut zu machen; aber, er sagte es doch nicht mit der Art und Weise, mit dem Blick und Ton eines zärtlich Liebenden für ein zärtlich liebendes und fast schon scheu gewordenes Herz. Und so auch sprach er denn jetzt weiter: „Aber wenn Du nun an meiner Seite auch Deiner Kunst leben könntest, falls sie gar so mächtig Dich triebe?“ — Da schaute Emma ihn mit liebevoll dankbarem Blick an; doch war es nicht der Strahl des Entzückens, den einzig der göttliche Liebesfunke, ein Wort des Andern aus dem geliebten Herzen emporzaubern kann. Und daß sie dieses Entzücken nicht empfand, daß jener eigentliche, einzige Liebesfunke es nicht in ihr entzündet hatte: das schmerzte sie, machte sie aber auch vorwurfsvoll gegen sich selbst. Sie glaubte ein Unrecht an dem edlen Freund zu begehen und fühlte doch auch, daß sie nicht anders könne. Und nun erst sann sie tiefernst nach über das, was der Freund ihr eigentlich gesagt hatte. Tiefernst über das, was doch eigentlich sie hoch beglücken müsse. Ach, sie war recht betrübt, daß es sie nicht so hoch beglückte, und sie antwortete: „Du bist so gut, so gut! Ach, und da thut mir's so weh, daß ich Dir doch nur sagen kann: Dein Gedanke

wäre wunderbar schön, wenn ich eben anders wäre. Aber ich fühle es zu tief: die Kunst, die ich erstreben will, der Drang, der mich treibt, und all das verzehrende Feuer und all die Dämonen, die diesen Drang in mir entflammen: sie lassen kein getheiltes Herz und Leben zu; wenigstens würde ich Dich nicht so glücklich machen können, wie ich es sein könnte; und das wäre schon genug des Unglücks. — Ach verzeihe mir! Werde nicht ungeduldig! Ich bin eben noch ein unglückselig zwiespältiges Wesen! Bedenke das Leben, das ich nach Außen und nach Innen geführt habe. Bedenke, was nun Alles auf einmal auf mich einstürmt an Schreck und Schmerz, an Liebe und Glück, was auf einmal Alles in mir wachgerufen und aufgewühlt wurde an unendlichen und ungeheuern Empfindungen. Habe Geduld mit mir! Mein Herz, meine Liebe sind ja Dein! Ganz Dein! Laß mir noch meine Phantasien, meine Träume und Bilder, bis sie alle auch zu Herz und Liebe werden — für Dich! allein für Dich!"

In hoher Bewegung war sie aufgestanden und trat jetzt mit feuchtschimmernden Augen und gefalteten Händen dem Freund gegenüber; mit unbeschreiblich schmerzlicher Liebe ihn anschauend. — Er war gerührt, ja ergriffen; er sprang empor, wollte sie umfassen, zö-

gerte aber plötzlich, ergriff nur ihre Hand und geleitete sie sanft zurück zu ihrem Stuhl, indem er mit feinem, wohlwollendem Lächeln citirte:

„Dein Herz gleicht ganz dem Meere:
Hat Sturm und Ebbe und Fluth.“

„Und alle seine herrlichen Perlen wollen wir heraufholen an's Licht der Sonne. Aber,“ — und jetzt wurde er wieder ernster, ja strenger, fast unzufrieden, — „aber wir müssen doch nun auch weiter kommen.“ — —

Sie sah ihn fast bestürzt an; es zuckte über ihr Antlitz, durch ihr ganzes Wesen ein plötzlicher Schmerz, wie ein Stich in's gesunde Fleisch. Dann warf sie auf einmal den schönen Kopf zurück, wie ergriffen von einem muthigen Gedanken oder von einem Hoffnungsblitz, der ihr den Weg zu einem Ziele zeige und sie rief mit sehnsüchtig wildem Ton: „Ja, weiter! weiter! Und immer weiter! — Das ist's. Oh, wenn ich nur was thun könnte! Nur einmal so etwas Rechtes und Echtes; etwas Beglückendes! O, eine That, die nicht verloren ginge mit der Welle der Stunde! — Sieh, dann wäre ich zufrieden; ruhig für's ganze Leben! Dann wollte ich verzichten auf alle Kunst, auf alle Pracht und Macht und Herrlichkeit der Erde. Aber eher kann ich's nicht sein! Eher nicht!“

Da fühlte Brand die wahlverwandte Saite in sich angeschlagen: das war ja dasselbe, nur noch weit erhöhter und reizbarer, was ihn zum Shylock getrieben und was er dem Patze erzählt hatte aus seinen Knaben- und Jünglingsjahren! Und nun sah er in dem Chaos von des Mädchens wirren, leidenschaftlichen Empfindungen einen Kern, einen Haltpunkt, gleichsam ein Ziel vor Augen! Der Ton dieser ihm so wahlverwandten Saite klang wundersam ergreifend durch sein Herz; und in diesem Augenblick wurde ihm das Mädchen werther und theurer, als es bisher ihm gewesen war, wenn er auch auf Augenblicke glühender, zärtlicher empfunden hatte. Jubelnd fast rief er aus: „Nun weiß ich, was Du willst und was Dir frommt! Ja, nun weiß ich auch, was Du vermagst! Und ich sage Dir, Mädchen, die Stunde wird kommen, wo Du was Rechtes und Echtes, eine beglückende und befreiende That vollbringen kannst! — Laß Du die eitle Kunst unserer Tage! Laß Du die Pracht und Macht und Herrlichkeit der versumpften, zerbröckelnden und lügenhaften Welt unserer Gegenwart dahin fahren! Widme Dich einzig und allein, still und groß unserer heiligen Sache und meiner Liebe. Ich sage Dir, Mädchen, die Stunde wird kommen, und die eisernen Würfel einer neuen Geschichte rollen schon daher

über unseren Häuptern! Du sollst schaffen nach dem innersten Drang Deiner kühnen Natur, und Du sollst glücklich sein und glücklich machen mit Deinem zärtlich liebenden Herzen!“

Er sprach das so glücklich, so kühn und begeistert; er sah so hoch, so stolz und edel aus, und was er sprach, zündete so gewaltig elektrisch durch Emmas ganzes Wesen. Es war ihr, als sehe sie ihn wieder stehen dort unten, wo er das Volk beschwichtigt hatte mit seinem gewaltigen Zorne; wo sie zum erstenmale ihn gesehen und geliebt hatte! Und sie glaubte in seinen Worten auf einmal all das Chaos geklärt und beruhigt, was ihre Seele durchwogte; sie meinte ein Ziel, die Aufgabe ihres Lebens zu erblicken. — O, sie war so glücklich und stolz, so stark und todesmuthig! Und dennoch zitterte auch eine leise Wehmuth durch ihr Herz. Denn dieses Herz selbst — — es fühlte sich verwaist: es fühlte nicht mehr die trunkene, selige Zärtlichkeit für den geliebten Freund. Es fühlte sich losgerissen von dem sanften, stillen, glücklichen Eiland des liebenden Menschenthums und hinausgeschleudert an den grauen, starren, von wilder, schäumender Fluth umpeitschten Felsenbau der Parteien. — Und in diesem Gemisch der Empfindungen reichte sie dem Freund fest,

energisch, begeistert und doch tief wehmuthsvoll die Hand, indem sie sprach: „So nimm mich hin mit Allem, was ich will und was ich vermag! — So gehöre ich Deiner großen Sache an mit jedem Hauch meines Lebens, mit jedem Tropfen meines Blutes — bis hin zu Sieg und Glück oder bis zu Jammer und Tod!“

„Der großen Sache und — mir!“ rief der Freund in begeisterter Zärtlichkeit und wollte sie wieder an sein Herz ziehen. Sie wehrte leise ihm ab und sagte fast verwirrt: „Ja, ja! — Doch nein! Laß mich! O laß mich! Ich fühle jetzt nur das Eine: ich gehöre nicht mir, nicht Dir — ich gehöre nur dem an, was Dir groß und heilig ist! — — Und nun,“ — fuhr sie hastig fort, — „nun mein Freund, laß uns bedenken, was zunächst für den Professor zu thun ist. Du willst also wirklich zu — ihm — zum Minister selbst?“

Brand fühlte sich schmerzlich überrascht von jenen Worten und dann von diesem hastigen Uebergang zu dem praktisch Naheliegenden. Aber er wurde dann doch auch sofort davon gefaßt und sagte rasch: „Ja! Es ist der nächste und sicherste Weg. Ich glaubte auf heimlichem Wege am besten zu wirken, und sehe, daß dadurch nur Verwirrung entstand. Jetzt soll das Gegentheil geschehen.“

„Und wenn er Dich beleidigt? Wenn er Dich gewaltsam gefährdet, — auch Dich in Haft bringt?“

„Dann bist Du da!“ — antwortete Brand mit freudigem Stolz.

„Ha!“ — rief Emma hoch aus und ihre Augen flammten in wilder, entschlossener Erregung. Sie stand einen Augenblick wie angewurzelt; dann rief sie wieder aus: „Ja! dann bin ich da!“

Da riß der Freund sie plötzlich mit jäher Begeisterung an sein Herz, preßte einen Kuß auf ihre Lippen und stürmte davon. Sie sah ihm nach in wirrer, trunkener Seligkeit und Beklommenheit.

Sechstes Kapitel.

Sarastro in der Klemme.

Herr Lauterbach hatte schon ernstlich darüber nachgedacht, auf welchem Wege der Wunsch des Ministers auszuführen sei, das Mädchen in der Martinvorstadt einmal zu sehen, ohne daß irgend Jemand Etwas davon erführe. Er hatte dem Minister sicher versprochen, dies

zu arrangiren, und es mußte nun auch energisch dazu gethan werden. Er würde auch wohl schon daran gegangen sein, wenn nicht auch noch Anderes ihm Stoff zu ernstlichem Nachdenken gegeben hätte. Sein hoher Gönner, Graf Dornau, war auf einmal ganz ausgeblieben; auch keiner der andern hohen Gönner hatte sich sehen lassen. Ja, durch die köstlich geheimnißvollen Cabinetchen im Hintergebäude des Sarastro war nun schon an zwei Abenden kein Ton der herrlichen Musik erklungen, die unserem Sarastro lieber war, als die ganze Zauberflöte: das dumpfe Klappern der Würfel, das gedämpfte Ansagen von Karten, das Rauschen und Lispeln von Frauenkleidern und Frauenlippen und das leise Entkorken von Champagnerflaschen. An zwei Abenden kein Ton von Alle dem. — Das war doch höchst seltsam und gewiß des ernstesten Nachdenkens werth. Nun, es mußte wohl ein Zufall sein; die hohen Gönner mußten wohl im Clublocal der Schwertpartei festgehalten und auch wohl auf den verschiedenen Soirées sein, die gerade jetzt die neuversammelten Größen der Adelskammer unter sich veranstalteten. Auch die Prinzen gaben Abendgesellschaften; und so mußte denn der Sarastro zurücktreten, wenn auch die noch nie erlebte Einsamkeit in demselben immer bedenk-

lich blieb. Aber Lauterbach setzte sich über dieses Bedenken doch hinweg, um endlich energisch an den Plan für seinen hochgebietenden und allgewaltigen Herrn und Minister zu denken, und er berechnete auf's Neue mit schlauem Schmunzeln, wie er denselben noch um Vieles mehr in seiner Hand habe, wenn ihm eine glückliche Ausführung jenes Plans gelänge. Aber w i e, w i e konnte derselbe gelingen? Freilich wäre Patze wieder das allernächste und brauchbarste Mittel dazu gewesen. Aber er wollte denselben nicht hinter seine Karten blicken, ihn nicht mißtrauisch, nicht einmal stutzig werden, am wenigsten ihn mitverdienen lassen. Er selbst, er ganz allein wollte hier agiren, um auch ganz allein und ganz ruhig die Früchte seiner Thätigkeit genießen zu können. Aber je mehr er über die Sache nachdachte, desto mehr erkannte er auch, daß ohne Patze doch wohl nichts zu machen sei. Es handelte sich jetzt nur noch um die Frage, wie der gute „vertrauensduselige Esel" Patze am besten zu benutzen wäre, ohne daß er von der eigentlichen Sache etwas merke? Und gerade in dem Augenblicke, wo der tugendhafte Sarastro über diese Frage nachdachte, trat der Gegenstand derselben bei ihm ein. Das war dem edlen Restaurant ein Wink derjenigen Vorsehung, die er früher, als ihr

Oberpriester, verkündet und die deshalb auch jetzt noch einiges Gewicht bei ihm hatte. Mit dem ersten Wink wurde ihm auch sofort ein zweiter gegeben: der denkende Künstler Patze schien etwas benebelt, sogar etwas stark benebelt zu sein; — o, das war ja herrlich! das war wirklich ein herrlicher Wink! Herr Lauterbach wollte diesen Zustand des Freundes nach allen Kräften ausbeuten. Darauf war er um so begieriger, als der denkende Künstler so sonderbar, so pfiffig und geheimnißvoll blickte und blinkte, schmunzelte und kicherte, wispelte und murmelte. Er mußte jedenfalls noch etwas ganz Besonderes auf dem Herzen, wohl gar noch ganz merkwürdige Geheimnisse in Petto haben. — O, wie zärtlich rasch bediente nun der würdige Mann den geliebten Freund! Wie treu und bieder trank er ihm zu! Und zwar um so dringender, um so biederer, als der geliebte Freund grade in seiner Benebelung so verteufelt pfiffig und zurückhaltend erschien. Nur nach und nach, nur dann und wann neigte er seinen Mund gegen das lauschende Ohr des edlen Gastgebers und flüsterte dabei, mit hochgezogenen Augenbrauen und mit unendlich wichtig geheimnißvoller Miene: „Wenn Du wüßtest, Bruder!“ — dann aber brach er rasch und wie erschrocken ab, bog sich wieder zurück und blinzelte

und schmunzelte noch geheimnißvoller. Herr Lauterbach saß wie auf Kohlen und brannte lichterloh vor Neugier und Erwartung. — Doch nun noch ein Glas und noch eins, und sieh! die erwarteten Wirkungen blieben nicht aus: Patze näherte sich immer mehr dem Zustande, wo der Wein auch das Geheimste ausspricht und die volle Wahrheit verkündet. Patze's Mund näherte sich immer dichter dem lauschenden Ohre seines Gastgebers und flüsterte endlich ganz rasch: „Ich habe Jemanden geleimt, — schrecklich geleimt!"

„So!" rief Lauterbach sehr erfreut aus. Denn Jemanden geleimt zu wissen, war ihm allemal ein Gaudium. Aber er wollte doch nun noch mehr und noch was Anderes hören; er neigte rasch sein Ohr dem, sich ihm wieder nähernden, Munde Patze's entgegen und Patze flüsterte mit außerordentlichem Behagen: „O, wenn Du wüßtest, w e n ich geleimt habe!"

„Ach, das ist ja prächtig! Aber nun sag' mir auch: Wen denn?"

„Ich sag' Dir's, Bruderherz! Ich sag' Dir's! Aber Du darfst es Niemanden wieder sagen — Niemanden!"

„Gewiß nicht! Ich schwöre es Dir bei dem Haupte meines Kindes!"

„Gut! Nun bin ich sicher! Dich hab' ich geleimt! Dich, Bruder! Und nun gieb mir einen Kuß."

„Mich?" schrie der erschrockene und erstaunte Lauterbach, und rückte vor der drohenden Umarmung des betrunkenen Patze etwas zurück.

„Ja, Niemand anders, als Dich! Aber nun gieb mir auch einen Kuß! Sonst bin ich stumm! Sonst kann ich Dir nichts mehr anvertrauen!"

Dieses Argument siegte über Lauterbach's Zurückhaltung. Er gab hastig den so nothwendigen Kuß, und Patze schaute dabei über ihn weg mit einem unbeschreibbar komischen Blick der innersten Genugthuung und des besten Gelingens seiner vortrefflich gespielten Komödie.

„Aber nun sag' mir auch, Bruder, womit hast Du mich denn geleimt?" fragte Lauterbach, nach dem überwundenen Liebesdienst, in höchst besorgter und gespannter Erwartung.

„Mit Allem!" lallte Patze, und warf die rechte Hand einigemal durch die Luft. „Mit Krummbaum-Shylock! Mit Helmenreich's wahrhaftiger Tochter! — Mit Allem geleimt!" — Lauterbach's Gesicht wurde wie eine Maske von grauweißem Wachs; nur die Kinnladen bewegten sich zitternd und er stierte den

betrunkenen Vertrauensmann wie ein Basilisk an. Dann stotterte er: „Das — das Alles — ist — nicht — wahr?“

„Alles nicht wahr! Lauter Schwindel und Schnurren!“

Da fuhr Sarastro wie eine wilde Katze auf — krallte den geliebten Freund bei seiner tugendhaften Busennadel und knirschte: „Mensch! — Hund! Ich erwürge Dich!“

Patze aber machte mit raschem, starkem Griff und Drehen die ihn krallende Hand los, schleuderte sie bei Seite und lallte: „Nur ruhig Blut, Herzensbruder! Sitzen! Sitzen bleiben! Hier bleiben! Zulage haben! Sonst massacrir' ich Dich! Ja!“

Betäubt, verwirrt, erschreckt zog sich Lauterbach wieder auf seinen Stuhl zurück und fragte kleinlaut und ängstlich:

„Aber warum, warum hast Du mich so schrecklich belogen?“

„Das will ich Dir sagen, ehrlicher Kerl: weil Du so ein Gauner bist! weil Du mich und andere Collegen früher so miserabel behandelt hast! weil Du mich ausforschen, belügen wolltest! weil Du mich mit einem

tombacknen Ring beschwindeln wolltest! Rache muß sein, sagte Klopstock!"

Lauterbach sah in diesen Gründen zu Patze's Lügen nur einen neuen, schrecklichen Beweis dafür: wie wahr dieser betrunkene Schlingel spreche. Er sah sich in ein fürchterliches Netz verflochten; er sah nicht allein all' seine hoffnungsreichen Pläne mit einem Male vernichtet, sondern sich auch mit allerhand Gefahren umdroht. Seine allmächtige Excellenz! Herr Gott! Da mußte er rasch, rasch hin, um, — o, um sich zu blamiren, um wohl einen schweren Zorn auf sich zu laden; jedenfalls aber, um nicht erst — wer weiß, was noch — entstehen zu lassen. Und so gern er auch erst noch seine ganze Wuth an dem abscheulichen Vorstadt-Komödianten ausgelassen hätte: so war er doch nur bemüht, denselben los zu werden. Eine ausgesuchte Rache wollte er sich vorbehalten. Aber Patze schwankte nicht eher davon, als bis er noch einen Kuß von seinem lieben Bruderherz erhalten hatte, und draußen war er so glücklich, so übermüthig über das Gelingen seines Spieles, daß er laut aufjauchzte und schon die Aufmerksamkeit eines Schutzmannes auf sich zog, der es nicht begreifen konnte, daß bei der Lage der Dinge in der Residenz irgend ein Mensch jauchzen konnte. Lauterbach jagte indessen mit

einem Zweispänner doch zuerst in das Taunus-Hôtel, wo Graf Dornau wohnte. Dieser sollte zuerst es wissen, sollte rathen, — helfen; aber der Graf war abgereist; abgereist, ohne seinen getreuesten Diener gnädig verabschiedet zu haben! Das war wohl schon ein böses, böses Zeichen! Nun jagte Lauterbach zum Palais Sr. Excellenz. Er stand zitternd in dem Nebenzimmer, wo er schon so oft gestanden und gesessen hatte, von wo aus er so oft und so artig durch einen Diener, ja einigemal durch die gütige Stimme Sr. Excellenz selbst zu Hochderselben beschieden war. Er stand zitternd, dem Ob und Wie einer neuen Einladung harrend. Aber jetzt, — o das klang ihm wie Posaunenton am jüngsten Gericht! — jetzt lauteten die Worte des finster und verächtlich blickenden Kammerdieners: „Se. Excellenz lassen ausdrücklich befehlen, daß Lauterbach sich augenblicklich zum Teufel scheren und es nie wieder wagen solle, diese Räume zu betreten.“

Da jammerte Lauterbach laut auf, rang die Hände und winselte: „Herr Kammerdiener, Barmherzigkeit! Es walten hier schreckliche Mißverständnisse vor. Ich bin unschuldig, so wahr Gott lebt! Ich beschwöre Sie bei dem Heile Ihrer Kinder — Sie haben doch welche? Nicht wahr? O, gewiß! — Also bei dem Heile Ihrer

Kinder; wagen Sie den Zorn Sr. Excellenz und sagen Sie Ihrem Gebieter: ich müßte, müßte ihn sprechen; nur zwei Worte müßte ich ihm sagen; aber Worte von der höchsten, allerhöchsten Wichtigkeit für Se. Excellenz. Ich mache Sie im Interesse Sr. Excellenz dafür verantwortlich, daß Sie Hochderselben dieses sagen."

Alles, was Lauterbach vorbrachte und sein ganzes Gebaren hätte den vielerfahrenen und gefesteten Kammerdiener vollkommen ungerührt gelassen; aber weil es von keinem Geschenke begleitet war, wurde er so stutzig, daß er dachte: Nun, das betrifft doch wohl mehr Se. Excellenz selbst als ihn; und da muß ich denn schon ein Uebriges thun. Rasch entschlossen ging er in das Boudoir seines Herrn zurück und meldete demselben sofort die letzten auffallenden Worte des unglücklichen Lauterbach. Die Antwort lautete vom Schreibtisch aus:

„Der Kerl ist ein Schurke durch und durch! Ich kann mir schon denken, was er will. Aber es sei ihm gestattet, die wichtigen Worte, die er angeblich zu sagen hat, gleich aufzuschreiben. Dann soll er sich augenblicks davon scheren; Sie stehen mir dafür. Ich werde dann weiter sehen, was mit ihm anzufangen ist."

Der Kammerdiener hinterbrachte dem unglückseligen

Sarastro diese Antwort; und derselbe schrieb mit zitternder Hand: „Alles, was ich Ew. Excellenz wegen der bewußten Familie gesagt habe, ist nicht wahr. Ist ein höllischer Betrug, der mir gespielt wurde. Ich glaube bestimmt, die Demokraten stecken dahinter, um Ew. Excellenz — verzeihen Hochdieselben! — damit am Bändel zu haben. Ich ersterbe unterthänigst. Lauterbach."

Er faltete und siegelte das Blatt und gab es dem Kammerdiener, erwartend, daß derselbe sofort es hineintragen werde. Aber der Kammerdiener mußte dafür stehen, daß Herr Lauterbach sich „davon schere," sobald derselbe die nothwendigen Worte geschrieben habe. Er deutete dies auch höchst unverblümt dem Harrenden an. Der Kammerdiener ging in seinem Pflichteifer so weit, daß er dem Weggehenden bis an die äußerste Thür folgte und an dem plötzlichen Abfahren eines Wagens vermuthete: der so schwer in Ungnade Gefallene habe sich nun wirklich „davon geschert." Und wirklich jagte auch schon dessen Wagen durch die Straßen — hin nach einem Local, wo Lauterbach bebenden Herzens seinen Busenfreund Benno vermuthete, als die inhaltschweren Worte Lauterbach's dem Staatsminister vor Augen kamen. Er fuhr auf; rief heftig den schon aus der Thüre ge-

schrittenen Kammerdiener zurück und befahl: „Lauterbach soll her!“

Der Kammerdiener zuckte bestürzt die Achseln und bemerkte, „daß Herr Lauterbach bereits fort sei.“

„Rennt ihm nach!“

„Unmöglich, Excellenz! Er fuhr davon. Ich wartete so lange; denn ich mußte ja dafür stehen, daß er sich entfernte.“

„Sie sind ein unausstehlicher Mensch mit Ihrer verdammten Pünktlichkeit! Senden Sie augenblicklich per Pferd oder Wagen in den Sarastro! Lauterbach muß her!“ —

„Zu befehlen, Excellenz!“ — Aber Lauterbach war im Sarastro nicht anzutreffen gewesen: — so wurde nach kurzer Zeit gemeldet; und Se. Excellenz stampften mit dem Fuße. Dann ging er hastig auf und ab und las Lauterbach's Worte wohl zum dritten Male. Was sollten sie heißen? War Lauterbach wirklich so belogen und betrogen worden? Sollte wirklich an der ganzen schrecklichen Geschichte kein wahres Wort sein? Sollte er sich für nichts und wieder nichts so geängstigt, ja gemartert — sollten wirklich die Demokraten eine Geschichte erfunden haben, um ihn — wie Lauterbach gemeint — damit am Bändel zu bekommen? Aber die

anonymen Drohbriefe. Wo sie nur sein mochten? Er hatte schon so oft und so vergeblich all seine Taschen nach ihnen durchsucht; namentlich nach dem ersten, dem noch unbekannten. Er suchte noch einmal, — doch wieder vergeblich; — aber einerlei; er wußte ja ihren Inhalt und sie stimmten ja so sehr mit den wirklichen Thatsachen und Namen jenes schlimmen Geheimnisses überein! Und ein Musiker Helmenreich existirte doch in der Martinvorstadt! Er hatte eine Tochter! Und ein Musiker Helmenreich war es doch gewesen, der sich damals zur Vaterschaft seines Kindes bekannt hatte! Es mußte hier also doch mehr als Erfindung, als Lug und Trug sein. Dieser konnte doch unmöglich so Thatsächliches erfinden. Und dennoch war es vielleicht möglich! — Oder hatte Einer dieser verfluchten Demokraten irgend eine kleine Spur gefunden, diese dann willkürlich mit anderen zufälligen Dingen zusammengesetzt und ihn nur damit halten wollen? Aber hatte nicht auch Graf Dornau mit demselben Mittel ihm gedroht? Nun, auch der Graf war wohl betrogen worden; er hatte ja auch so sicher auf den demokratischen Professor Stickel hingewiesen, daß dieser der Urheber all der geheimnißvollen Intriguen sei. Gewiß, es war ein Demokraten-Complott. Aber der Graf hatte auch von der sehr großen

Gefährlichkeit Stickel's für den Minister sowohl wie für den Grafen geschrieben; also mußte doch auch wieder etwas sehr Gefährliches vorliegen. Dann hatte ihm auch heute seine Freundin, Gräfin Berneburg, aus dem Palast der Prinzeß Adolphine rapportirt, daß zwischen dieser und der Gräfin Dornau eine höchst lebhafte Scene stattgefunden habe; daß die Gräfin mit ihrem Bruder plötzlich abgereist sei; die Prinzeß zwar Stillschweigen über das Vorgekommene beobachtet, aber in großer Erbitterung sowohl von dem Minister wie von dem Professor Stickel gesprochen habe; und daß dabei auch der Name des abscheulichen Dr. Brand öfters höchst unwillig genannt worden sei. Der Minister erinnerte sich dieses Rapportes jetzt wieder; und auf einmal rief er, wie von einem neuen Gedanken getroffen, aus: „Ha — Brand! Er ist's! Er! Kein Anderer hat dazu die Klugheit und die Verwegenheit!“ In diesem Augenblick trat der Kammerdiener mit wahrhaft verblüfftem Gesichte ein und meldete stockend, eine Visitenkarte noch zögernd in der Hand haltend: „Ew. Excellenz verzeihen! Aber dieser Herr läßt auf's allerdringendste und in höchst wichtiger Angelegenheit um eine Audienz ersuchen.“

Der Minister nahm die Karte, las, und rief erstaunt

aus: „Dr. Brand!“ Dann wandte er sich rasch zum Kammerdiener: „Der Herr Doctor ist willkommen!“

Siebentes Kapitel.

Der Minister und der Demokrat.

Während der Minister seine Einladung beschloß und ertheilte, der erstaunte Kammerdiener sie überbrachte und der Doctor eintrat: blitzten durch das Gehirn des Gewaltigen die verschiedenartigsten Gedanken umher, wie Sternschnuppen in der Martinsnacht. Durch jene fatalen Drohbriefe sah er sich von beiden Seiten bedrängt; nach den Enthüllungen Krummbaum's in Beziehung auf seine Pläne mit der Gräfin Dornau hatte er den Zorn der Prinzessin, des Grafen wie der ganzen Cavaliers-Sippe zu fürchten. Stickel's hastige Einkerkerung erwog er nicht ohne einige Besorgnisse; und im innersten Empfinden fühlte er sich peinlich, ja fast traurig berührt durch jenes Geheimniß selbst. So hatte er heute die Kammern höchst unsicher, mit neuen, halben und schwankenden Redensarten eröffnet und dadurch nach keiner Seite hin befriedigt, nach keiner Seite hin Vertrauen erweckt und ein festes Ziel gezeigt. Er hatte sich nur

das kleine Privatvergnügen gemacht, die mächtigsten Gegner in der Kammer mit leisem Hohn zu belorgnettiren, bis ihm auch dies nicht mehr recht gelingen wollte. Die hohe sittliche Würde und die große entschiedene Haltung der Kammer, die historischen Worte und die flammenden Blicke seiner Gegner hatten ihm die Lorgnette aus der schönen, weißen Hand gewunden, und er war nun eigentlich recht stümperhaft dagestanden. — Und das Alles fühlte er recht wohl; fühlte es in Scham, Zorn und Erbitterung. Immer stärker wurde darüber der Entschluß, abzubrechen mit Allem, was ihn noch hemme, beirre und bewege und, vertrauend dem eigentlichen Wesen und Wollen seines Fürsten, va banque zu spielen mit der Zeit, der Geschichte, dem Lande, und Alles hinzudrängen auf die Spitze des Schwertes, das in der Hand des alten Generals ihm sicherer deuchte als sämmtliche Paragraphen der verruchten Constitution mit ihren sämmtlichen verruchten Vertretern. Auch das widerwärtige Geheimniß aus seinem Jugendleben; er wollte es vernichten wie ein Insektennest oder auch preisgegeben sehen vor aller Welt! Was konnte es ihm schaden, wenn er nur fest den sicheren Weg der Gewalt gehe! Was konnte eine solche Kleinigkeit auf so großem Wege und nach so großem Ziele hin ihm schaden! Lauter-

bach's merkwürdige Erklärung, sie hatte ihn wohl wieder neu aufgeregt und alle mögliche Combinationen in ihm wachgerufen; aber sie hatte ihn doch nicht erschüttert; ja, sie hatte ihn noch mehr befestigt in seinem Entschluß. — Und nun blitzte es in seinem Gehirn von neuen Ideen und Plänen, oder vielmehr von neuen Intriguen und Volten wie Sternschnuppen in der Martinsnacht. Nun wollte er sehen, wie den gefürchteten und gehaßten Demokraten er benutzen könne. Der Augenblick sollte entscheiden: wie er sich zu ihm stellen, wie er ihn schließlich behandeln werde. Er trat dem Doctor vornehm, doch gefällig, mit scharf beobachtendem, doch scheinbar harmlosem Blicke und den rasch, doch entschieden gesprochenen Worten entgegen: „Herr Doctor! Es bedarf bei uns keiner langen und nichtssagenden Begrüßungs-Formalitäten, — Entschuldigungen, Einleitungen 2c. 2c. Es muß jedenfalls etwas ganz Besonderes sein, was Sie zu mir führt, und Sie werden wohl die Güte haben, mir ohne Weiteres den Zweck Ihres Besuches mitzutheilen."

„Ew. Excellenz," erwiederte der Doctor, „kommen meinem Wunsch und meiner Art durchaus entgegen. Ich ersuche Sie daher auch ohne Weiteres: auf demselben Wege, der die Inhaftirung des Professor

Stickel veranlaßte, auch dessen Freilassung zu bewirken.“ —

Um des Ministers spöttischen Mund mit dem kleinen Schnurrbärtchen zuckte es in Ueberraschung und Zorn. Der Doctor konnte unmöglich mit solch' unverschämter Sicherheit auftreten, wenn ihm nicht irgend ein Teufel des Ministers Zeilen an den Criminal-Director verrathen hätte. Ein Leugnen oder ein Verdrehen der Thatsache war nicht mehr am Platz; namentlich — wie der Minister dachte — gegenüber solch' geriebener Person, wie der Doctor. Er resolvirte sich daher auch rasch und sagte: „Wenn dies aber nun nicht geschieht, Herr Doctor?“

„Es wird geschehen, Excellenz!“

„Sie wollen mir imponiren?“

Der Doctor stutzte einen Augenblick, dann entgegnete er ruhig: „Ja wohl! Wenigstens in gewisser Beziehung; und ich will es, weil ich es kann.“

„In der That? Ich wäre begierig!“

„Zunächst, und das wird schon hinreichend sein, weil Ew. Excellenz wegen des Gefangenen ganz im Irrthum sind. Wenn ich auch überzeugt bin, daß Sie schonungs- und rücksichtslos verfahren werden, wo Sie, Ihrer Meinung nach, einen gefährlichen Gegner vor

sich sehen: eben so fest bin ich überzeugt, daß Sie es für zu kleinlich halten, einen Unschuldigen zu verfolgen, weil derselbe dem wirklich gefährlichen Gegner befreundet ist!“

„Ganz recht, Herr Doctor! Und Sie selbst wollen sich nun wohl zu der Rolle des Letzteren bekennen?“

„Ja wohl, Excellenz. Uebrigens glaube ich annehmen zu können, daß solches Bekenntniß gar nicht mehr nothwendig wäre, und daß ich Ihnen schon mehr als die Rolle gezeigt hätte.“

„Der Herr Doctor werden empfindlich. Indessen acceptire ich vollkommen Ihre Erklärung. Doch zur Hauptsache: Sie wollten mir also wohl sagen, daß der Professor Stickel bei seinen anonymen Drohbriefen nur Ihr Werkzeug gewesen sei?“

„Nein! sondern daß ich selbst sie geschrieben habe, ohne daß der Professor eine Ahnung davon hatte. — Ich gebe Ihnen darauf, was ich sonst sehr selten, sehr ungern und hier nur des Freundes wegen thue, — ich gebe Ew. Excellenz darauf mein Ehrenwort, was auch wohl im Munde eines Demokraten Gewicht für Sie hat.“ —

„Nun, je nachdem derselbe ist; bei Ihnen unbedingt. Sei es auch nur aus Klugheit. Also ich nehme es

an. — Aber der Professor weiß doch um all die sogenannten Geheimnisse, um die es sich hier handeln soll und mit denen Sie mich und den Grafen pressen wollten?"

„Er weiß sie alle, doch wird er sie nie benützen."

„Aber Sie werden das?"

„Unbedingt da, wo es mir der Sache wegen nothwendig ist."

Der Minister sah den Demokraten mit kaltem Blicke an. Dann zuckten seine Lippen und er begann mit zitternder Stimme, die sich aber immer heftiger erhob und zuletzt in lautem, schrillendem Zorn erklang: „Und wenn ich nun den Professor frei gebe und Sie selbst wegen Verläumdung, Drohung und Erpressung jetzt auf der Stelle arretiren lasse und Ihnen einen Prozeß auf Zuchthaus über den Kopf werfe? Herr, wahren Sie sich!"

Brand stand unbeweglich da; dann antwortete er ruhig, doch entschlossen: „Ich glaube, Ew. Excellenz, Sie werden mit Ihrem Schwiegersohne, mit dem Gemahl Ihrer Tochter glimpflicher verfahren."

„Herr!" — stieß der Minister laut hervor und starrte den unbeweglich vor ihm stehenden Feind mit zornigem Schreck an. Rasch aber sammelte er sich und

sagte mit wilder Entschlossenheit: „Und wenn ich's nun dennoch thue? Und ich werde" — — er wollte zur Wand nach einer Klingel schreiten, als der Doctor rasch vor ihn hintrat und mit flammenden Blicken sagte: „Dann müssen Sie auch vorher Ihre Tochter arretiren lassen oder gewärtig sein, daß dieselbe als eine entschlossene Rebellin dem Arme der Gerechtigkeit verfällt."

Der Minister fuhr bestürzt zurück. Er wurde bleich und roth und bebte an dem Tisch, der ihm als Stütze diente. Jetzt schien ihm ein Gedanke zu kommen: Er faltete das Billet Lauterbach's hastig auseinander, las es noch einmal, sah dann den Doctor mit scharfem, spöttischem Blicke an und sagte: „Sie spielen eine vortreffliche Komödie, Herr Doctor! Das ganze sogenannte Geheimniß ist Lug und Trug. Lesen Sie doch das!" — Und er hielt ihm das Billet Lauterbach's vor. Der Doctor las, und ein spöttisches Lächeln spielte um seinen Mund. Während er sich sagte: „Patze hat schon gewirkt!" entgegnete er dem Minister: „Excellenz! Lauterbach ist ein doppelt betrogener Betrüger!"

„Beweisen Sie mir das, Herr!" rief der auf's Neue erschrocken aufgeregte Minister.

„Das will ich thun! Hören Sie mich ruhig an,

Excellenz! Es ist wahrlich ein ernstes, tiefes Ding, um das es sich hier handelt."

Der Doctor sprach das so warm, so ganz eigenthümlich mahnend, daß der Minister sichtlich betroffen war.

„Setzen Sie sich, Herr Doctor!" *sagte er jetzt mit* wildem Ton, indem er sich niederließ. Der Doctor setzte sich ihm gegenüber und erzählte nun ruhig, klar und bestimmt das Alles, was den Minister von der vollkommenen Wahrheit des Geheimnisses überzeugen, was ihn tief bewegen, erschüttern mußte. Und der Minister war nun auch überzeugt, er war auch wirklich tief bewegt, ja fast erschüttert. Während einiger stiller, banger Minuten rang sein guter Genius mit seinem Dämon. Wäre er jetzt allein gewesen, ganz allein in und mit sich selbst: oder hätte irgend ein ihm liebes und vertrautes Wesen vor seinen brütenden Augen gestanden und ein gutes Wort zu ihm gesprochen; ja, wäre selbst das Mädchen aus der Vorstadt zu ihm herangetreten, seine Hand fassend oder tief und schön ihn anschauend: wer weiß, ob nicht sein guter Genius den Sieg davon getragen hätte! — Aber da saß der furchtbar gehaßte Demokrat vor ihm, sein prüfendes Auge streng und ernst auf ihn geheftet, wohl gar —

so dachte er wenigstens — höhnisch stolz sich weidend an der Qual des bedrängten Feindes; triumphirend seine Gewalt über ihn berechnend: o, das war nicht zu ertragen! Und wie er weiter dachte, daß der gehaßte Demokrat davon gehen werde als Sieger, und daß er, der allgewaltige Minister dieses Landes, gewissermaßen in dessen unerbittlichen Händen und ihm damit eine Fessel angelegt sei, auf dem großen Gange der offenen Gewalt hin nach dem glorreichen Ziele des siegenden Absolutismus: — o, alle Bilder, die jetzt noch vor ihm auftauchten, erbitterten und erhitzten ihn immer leidenschaftlicher. — Nein, nein! So durfte, so sollte es nicht kommen! Und der Entschluß war gefaßt; der Minister sprang empor, ging einige Male auf und nieder; trat dann mit kalter Ruhe zu dem ebenfalls aufgestandenen Doctor hin und sagte nachdrucksvoll: Und wenn ich nun alle diese Geschichten nicht glaube? sie als eitel Lüge bezeichne? — Und ich will sie nicht glauben."

„Ach so! — ich verstehe!" entgegnete der Doctor mit bitterer Verachtung und setzte dann ebenfalls sehr nachdrucksvoll hinzu: „Aber die Welt wird sie jedenfalls glauben."

„Meinen Sie? Und vielleicht um so eher, wenn

ich Sie jetzt ergreifen und einstecken lasse; so sicher und fest und auf so lange, als meiner Macht es nur irgend möglich ist. — Und wenn ich dazu die ganze Bagage aus der Martinvorstadt ebenfalls arretiren und über kurz oder lang als heimathsloses Gesindel über die Grenze jagen lasse. Und daß ich dies thun werde, darauf gebe ich Ihnen —"

„Halten Sie ein! Geben Sie nicht Ihr Ehrenwort, Herr Staatsminister, Sie würden sonst in Gefahr kommen, es brechen zu müssen!" — rief der Doctor mit so mächtigem Ton und in so gebietender, fast dräuender Haltung, daß der Minister erstaunt, fast erschrocken einen Schritt zurücktrat; dann aber wieder mit kaltem Hohne fragte:

„Und welches Mittel mögen Sie nun noch in Händen haben, mich in meinem Entschlusse beirren zu können?"

Der Doctor stand wieder unbeweglich vor ihm; aber man sah ihm deutlich an, daß er nach gewaltsamem Entschlusse zum letzten, zum äußersten Mittel greife, und er erwiederte nun mit wahrhaft erschreckender Ruhe:

„Mein einziges Mittel, Ihren Entschluß zu beirren,

ist die Versicherung, daß Sie unfehlbar ein todter Mann sein werden, wenn Sie ihn ausführen.“

Der Minister erbleichte, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Meinetwegen“ — fuhr der Doctor fort, — „würde dies nicht geschehen! Ich würde mich, Ihrer Gewaltthat und Grausamkeit gegenüber, als ein Opfer meiner Partei ansehen, das der Gewalt eines übermächtigen Gegners gefallen ist. Die Partei würde das mit Ihnen in offenem, ehrlichem Kampfe ausmachen, ausmachen am Tage der Gerechtigkeit und großen Abrechnung. Aber wenn Sie auch das Mädchen, das vor Gott und der Natur Ihr Kind ist, wenn Sie den edlen, unglückseligen Greis, der die Sünde Ihrer Jugend auf sich nahm und durch Ihr Verbrechen ein unglückseliges Dasein führte, — wenn Sie auch diese so elend und schimpflich behandeln: dann streichen Sie sich selbst aus der Reihe menschlicher Wesen aus und müssen, nicht als ein Gegner gestraft, sondern als ein unnatürliches Wesen vernichtet werden. Und beim ewigen Gott! Sie werden es. Noch lebt Jemand außer mir, von dem all' Ihr Denken keine Ahnung hat; den Ihr Arm nicht erreichen wird. Aber der seinige wird Sie erreichen, und Sie werden ein todter Mann

sein, ehe Sie den Gipfel Ihres Ruhmes erreicht haben!" — Der Doctor sprach das mit furchtbarer Sicherheit, wenn auch seine Stimme immer heftiger zitterte und sein Gesicht bleich wurde. Der Minister fühlte, daß er es hier mit einem entsetzlichen Gegner, mit einem unerbittlichen Schicksal zu thun habe; daß der Mann Wahrheit spreche. Wahrheit wie der Tod selbst. Hier war ebensowenig mit Rede- und Fechterkünsten, wie mit absoluter Gewalt etwas auszurichten. Hier mußte ein Vertrag geschlossen werden. Mit rasch gewonnener, wenigstens äußerer, Fassung ging er auch sofort auf dieses Ziel los: „Ich glaube Ihnen, was Sie da sagen und halte dafür, daß es in unserem beiderseitigen Interesse liegt, eine Vereinbarung zu treffen."

„Dazu bin ich bereit. Stellen Sie die Cartellpunkte auf, Excellenz!"

„Ich gehe natürlich keinen Schritt breit ab von dem mir vorgesetzten Wege meiner Staatspolitik."

„Das haben Sie mit dem Staatsminister abzumachen und ist eine Frage, die zu dieser Vereinbarung nicht gehört."

„Ich lasse Sie ungefährdet."

„Das ist Nebensache."

„Ich lasse in Beziehung auf den gefangenen Communisten keinen Affront gegen Ihre Partei zu.

„Natürliche Bedingung."

„Professor Stickel wird frei werden."

„Deswegen kam ich her."

„Aber er verläßt sofort die Residenz."

„Ich werde das vermitteln."

„Und Sie geben mir mit Ihrem, auch sein und der übrigen Betheiligten Ehrenwort, das Geheimniß streng zu bewahren."

„Ich gebe es."

„Und schließlich: der alte Helmenreich und — — seine Tochter verlassen ebenfalls sofort die Residenz."

„Excellenz, — diese Tochter ist meine Braut!"

„Und ihre Entfernung ist meine hauptsächlichste Bedingung. Wenigstens Entfernung auf einige Zeit, bis ich wieder vollkommen ruhig in mir, sicher bei meinem Ziele bin. Der Gedanke an die Nähe dieser beiden Menschen könnte mich straucheln machen auf dem Wege dahin. — Nun?"

„Herr Minister! Sie muthen mir da Schweres — Eigenthümliches zu."

„Ich muthe Ihnen nichts zu, was zu thun Sie nicht verpflichtet sind. Ich nehme von Ihrer Partei

die von Ihnen wohl erkannte Gefahr weg, von meinen Schreibern gefährdet zu werden. Das ist viel! Das sollte ich als Parteichef nicht thun. Aber ich thue es dennoch, um einen Vergleich zwischen uns zu erleichtern. Ich gebe Ihnen den Freund wieder, auf Gefahr hin, mich dadurch bei Ihnen, dem Criminaldirector und wohl auch noch einigen Andern bloszustellen, und dafür verlange ich von Ihnen nur, daß Sie auf einige Zeit sich von derjenigen trennen sollen, die Sie lieben; nur auf einige Zeit Ihrem persönlichen Glücke Abbruch thun. Ich bleibe bei dieser Bedingung und wenn Sie darauf nicht eingehen, so sei denn der Kampf zwischen uns aufgenommen."

Der Doctor sann noch einen Augenblick; dann sagte er kurz entschlossen: „Ich nehme Ihre Bedingung an, Herr Minister!"

„Dann wäre also unser Compromiß geschlossen, und wir wären für jetzt —"

„Fertig, Excellenz!"

„Gute Nacht, Herr Doctor! Ich hoffe, wir sehen uns noch einmal wieder!" setzte er mit grimmigem Hohn hinzu.

„Hoffentlich!" rief der Doctor ihm mit schwerem Ernst entgegen und ging mit kurzer stummer Ver-

beugung hinaus. Der Minister warf sich hoch aufathmend in einen Sessel und rief: „Ah — das war eine Schlacht! — Das griff tief ein! — Doch nun ist's gut! Nun bin ich frei! Ganz frei! Und nun, — weiter! weiter! Ihr Alle, Alle sollt mir noch bitter büßen. Das war die letzte Concession!" — Mit diesen Worten trat er an den Schreibtisch und schrieb hastig: „Der Professor Stickel ist in jeder Beziehung unschuldig. — Ich bürge dafür. Sofort ihn freizulassen!" Er klingelte und gab dem eintretenden Kammerdiener das versiegelte Blatt.

Achtes Kapitel.

Auseinander.

Die mannigfachen und eigenthümlichen Geschicke, durch die einige der hervorragendsten Erscheinungen in unserer Erzählung auf dem Boden der Residenz zusammengeführt waren, führten dieselben nun auch wieder auseinander; theils zurück auf ihren eigenen Boden, theils auf einen fremden; doch vielfach anders, als sie kamen und zuerst uns erschienen.

Eine fast erschreckende Verwandlung war mit dem

Grafen vorgegangen: sein rothes, derbes Gesicht war grau und eingefallen; die frischen, lebhaften Augen hatten einen matten, nur dann und wann wild aufblitzenden Glanz, und die breite, muskulöse Gestalt erschien wie gebrochen; nur zu Zeiten von jähem Krampf gewaltiger Kraft durchzuckt. So war er abgereist, nachdem er noch den Hauptstamm der Cavaliere von dem schnöden Plan des Ministers mit seiner Frau unterrichtet, auch dieser selbst ihn mitgetheilt und ihr die schleunigste Abreise, wenigstens ihre Entfernung aus dem Palais, auf's bestimmteste befohlen hatte. Einige der Cavaliere fanden in seinen Mittheilungen nichts, was die Würde des Adels verletzen könne: das sei eine Politik, die einem Manne in der gefährlichen Stellung des Ministers geboten sei und man habe ja auch gegen ihn selbst schon vielfach complottirt. Dem Grafen wurde diese Auffassung nur ein neues Zeichen für die Zerfallenheit und die innere Verderbniß des ganzen Adelsinstituts; und es blieb ihm dabei nur der Trost, daß wenigstens einige andere Cavaliere die Handlungsweise des Ministers im Sinne des Grafen betrachteten und danach ihr ferneres Verhalten gegen die Person des Ministers zu regeln versprachen. Im Uebrigen aber wollten doch auch sie mit seiner Politik gehen, falls

dieselbe ganz im Geiste der Schwertpartei gemacht werde. — Bis in's tiefinnerste Herz verletzt aber fühlte sich die Gräfin; verletzt in vielen ihrer schönsten Empfindungen; verletzt in ihrer harmlosen Auffassung der Dinge und Verhältnisse, worin sie hier lebte. Jetzt auf einmal erschlossen sich ihr dieselben wie ein giftiger Sumpf; und Krummbaum sowohl wie der Minister selbst erschienen ihr als Blasen, die dieser Sumpf emporgetrieben habe. Natürlich mußte sie sowohl dem Befehl des Grafen, als ihrem eigenen heftigen Drange folgen und das Palais sofort verlassen. Aber nun entstand die Frage: sollte sie der gütigen Prinzeß den Grund ihrer raschen Entfernung mittheilen und so der Hochverehrten Unwillen und Schmerz bereiten? Aber sie mußte der Prinzeß ja doch auch die Augen öffnen über den Trug, der sie umgab; sie konnte doch auch nicht so ohne Weiteres davon gehen; sie war ihrer Gebieterin Dankbarkeit und Aufrichtigkeit schuldig. Und nun wollte sie auch ganz aufrichtig sein und ihr Alles erzählen; auch das traurige Schicksal in der Familie; die Trennung von ihrem Gemahl. Sie hoffte dabei auf liebevollen Trost, auf innerste Theilnahme; vielleicht — ach, die Prinzeß war ja so himmlisch gütig! — auf einen neuen Beweis dieser himmlischen Güte — auf

einen Vorschlag, mit der Prinzessin irgendwohin zu reisen; oder auf das Anerbieten irgend eines stillen, schönen Ruhesitzes der Prinzessin. Dadurch hätte sie ja auch vor der Welt die Genugthuung bekommen, daß die Prinzeß ihr das Schicksal der Familie nicht persönlich zur Last legen und ihr dieselbe gütige Gebieterin bleiben werde, die sie bisher ihr gewesen war. Aber ach! die arme Gräfin sollte einen neuen bittern Leidenskelch trinken und in ihren schönsten Hoffnungen und Wünschen schwer getäuscht werden. Die Prinzessin war über beide ihr nun gemachten Enthüllungen sehr indignirt; namentlich über das Geschick der Gräfin selbst. Die Intrigue des Ministers verletzte zwar sehr ihren so oft bewunderten Scharfblick und ihr Selbstgefühl der Unnahbarkeit; aber es überraschte sie doch nicht besonders, denn sie wußte es ja aus hundertfachen Erfahrungen, daß die ganze Luft, in der sie lebe, mit Intriguen geschwängert sei. Ja es that ihr auch wieder wohl, zu bemerken, welch bedeutenden Einfluß der Minister ihr zutraue, daß er sie so vorzugsweise mit seinen Intriguen umgebe. Sie hoffte zugleich, daß über kurz oder lang ihr Gelegenheit geboten werde, sich an dem willenlosen Werkzeug ihres regierenden Vetters in würdiger Weise rächen zu können. Aber die Enthüllungen aus der

Familie Dornau-Dippelfingen verletzten ihr ungemein empfindliches Anstandsgefühl; ihre ungemein empfindliche Besorgniß für jeden möglichen Eclat, mit dem sie irgendwie in persönliche Berührung kommen könne. Es war doch auch ein großes Unrecht von der Gräfin, in solche Verwickelungen gekommen zu sein und dieselben in den engelreinen Zirkel von der nächsten und vertrautesten Umgebung ihrer Gebieterin getragen zu haben. Es war ein Unrecht, mit einer so übertriebenen Empfindlichkeit das von Gott geheiligte Band der Ehe auflösen zu wollen, weil damit schon ein Eclat vor der Welt gegeben werde. Es sei auch ein Unrecht, mit solch hochmüthigen, verdächtigen Leuten, wie dieser Professor Stickel, sich eingelassen und solche beinahe in Berührung mit ihr, der Prinzessin, gebracht zu haben. Kurz, die Prinzessin fühlte sich für ihre Güte recht undankbar behandelt, durch ihr allzugutes und weiches Herz in recht häßliche Conflicte gebracht. So trank denn die Gräfin einen sehr bittern Leidenskelch aus und reiste mit ihrem Bruder, dem Landrath von Dippelfingen, ab. O, ihr Antlitz war recht blaß geworden; aber in all seinen Zügen tiefer und bedeutender; die wasserblauen Augen blickten dunkler und ausdrucksvoller und über ihrer ganzen Haltung lag ein sinnvoll schmerzlicher Ernst

ausgebreitet. — Manchmal freilich auch ein banges, ja ein gewisses, ihr unerklärbares Grausen, wenn sie auf ihren Bruder schaute, dem sie jetzt folgen wollte auf das Schloß ihrer Väter; wenn sie dieses Schlosses gedachte, wo so unendliches Elend geherrscht hatte und vielleicht noch sie erwartete. Und der Landrath selbst, auch er hatte sich sehr verändert; er lächelte zwar noch immer aus den nur noch leise geöffneten Lippen, aber dieses Lächeln war schrecklich wie nie zuvor. Die Augen waren noch schmaler, noch grünlicher geworden und lagen tief zurück in ihren Höhlen, die mit unzähligen Falten umgeben waren. Sie schimmerten daraus hervor wie die Schuppen einer Eidechse. Sonst Alles starr an ihm, unheimlich starr; nur daß man die Lava ahnen mochte, die in ihm glühte. Gewiß, die Gräfin konnte wohl mit Bangen, ja mit Grausen oft zu ihm hinschauen. Und doch war er jetzt so aufmerksam, so zart und delicat, ja so gut mit ihr, wie früher nie. So fuhren sie dahin.

Auch Krummbaum war abgereist oder vielmehr abgereist worden; denn es zeigte sich deutlich, daß er bereits auf dem Wege zum Wahnsinn sei. Wir verließen ihn ganz vertieft in der Lection des Kaufmann von Venedig und als er dabei an die Stelle kam: „Wie

sieht er einem falschen Zöllner gleich," stutzte er heftig; las noch einmal; sann einige Augenblicke nach und meinte dann: „Ja, ja, das ist wahr! Aber das geht auf mich! Das bin ich eigentlich selbst! Da muß ich doch wohl den Shylock gespielt haben, der diese Worte sagt." Und er las nun weiter und immer fester prägte er sich die fixe Idee ein, daß er wirklich der Shylock in der Martin-Vorstadt gewesen sei. Und als die Journale dies widerriefen, lächelte er tiefsinnig und meinte: „Ich weiß es besser! Ich war es ja doch!" In diesem Glauben ging er einher; aber dabei immer heftiger verlangend nach dem Schwert Gideon's, auf daß er vernichten könne die Feinde des Herrn und wiederherstellen das alleinige Reich der Liebe, Freiheit und Gleichheit, gleich Cromwell, dem gewaltigen Streiter. Man mußte nun vor allen Dingen aus der Residenz ihn entfernen; in seinem stillen Gunzbach konnte er wohl wieder zur Besinnung kommen; und man wollte dann weiter sehen, was Noth thue. Es schien das wirklich zu helfen, denn je weiter er von der Residenz, dem Schauplatz seiner Schmach und seines Unglücks, sich entfernte, desto ruhiger wurde er. Nur sein Auge glühte in düsterem, wildem Glanz und in düsterer Wildheit suchte er nach dem Schwerte Gideon's. —

In eigenthümlicher Bewegung fuhr auch Professor Stickel seiner Heimath zu. Hatte der Criminaldirector ihn auf die Beschuldigung des Ministers verhaftet: so konnte er ihn nun auch auf dessen entschieden gegebene Bürgschaft gänzlicher Schuldlosigkeit wieder frei lassen. Er hatte denn auch von dem gefangenen Freyer selbst erfahren, welch ein Geheimniß der Professor von ihm wisse. Freyer hatte es ihm sofort bekannt, als er demselben vorgestellt, in welche Gefahr der Zeuge Stickel durch seine hartnäckige Verschweigung bereits gekommen sei. Telegraphische Anfragen und Antworten zwischen dem Criminaldirector und dem Polizeirath Dormann hatten die Angabe Freyer's bestätigt und der mißtrauische Untersuchungsrichter war doch Mensch genug, um sich zuletzt über diesen Ausgang der Sache, d. h. über Stickel's, wenn auch gesetzwidriges, so doch menschlich schönes Verhalten recht von Herzen zu freuen. Dagegen nahm er sich vor, gegen des Polizeiraths willkürliche Behandlung einer Criminalangelegenheit noch nachträglich einzuschreiten. Die Geschichte jenes Diebstahls wollte er als noch unerledigt wieder aufnehmen lassen; sie auch als besonderes Indicium dem gegen Freyer obschwebenden Prozeß einverleiben. — Stickel nahm die gutgemeinten Abschiedsworte des Criminaldirectors kühl

und kurz auf; er sah in seiner plötzlichen Freilassung nur einen neuen Beweis für die rechtslose Willkür seiner Verhaftung. Natürlich drängte es ihn auch mit fieberhafter Hast ins Freie; aber es drängte ihn auch mit wahrhaft dämonischer Bitterkeit nach irgend einer wilden, kühnen That; am liebsten hätte er gleich alle Gefangene auf der ganzen Welt befreien mögen; so tief empfand er die Schrecken und Schmerzen seiner Gefangenschaft noch nach. Und dann empfand er doch auch wieder eine unendlich weiche, tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, nach Hause, nach seinen Büchern, nach dem Lehnstuhl in Dormann's Zimmer, auch nach seiner Jule und nach seinem Schnappauz, dem klugen, schneeweißen Pudel. Und in dieser Stimmung nahm er denn des Doctors Erklärung über die Nothwendigkeit seiner Abreise rasch und gern auf, wenn es anderseits ihn auch wieder mächtig hier halten wollte, um irgend eine kühne, befreiende That auszuüben. Der Doctor meinte: „Dazu ist überall Gelegenheit und wird Dir vielleicht zeitiger, als Du denkst.“ Dadurch hoffnungsvoll beruhigt, ging er nun auch um so lieber, wenn auch um so sonderbarer bewegt, als ihm eine schöne Aufgabe von dem Freunde gestellt wurde. Er sollte Helmenreich und Emma mit nach M. nehmen und dort ihr Schützer sein,

bis der Doctor dies selbst sein könne als Gatte Emma's, oder bis der Vergleich mit dem Minister so oder so zu Ende gehe. Jetzt mußte die Bedingung desselben erfüllt werden: das sahen Alle ein. Und Patze ging auch mit. Stickel hatte auf den Theaterdirector in M. vielen Einfluß; Stickel war es ja, der nicht allein der eifrigste, sondern auch der maßgebendste Besucher des dortigen Theaters war; seine Stimme entschied über Stücke und Darstellungen, und bei vorkommenden Streitigkeiten zwischen Stadt und Theater galt des Professors Wort als letzte Instanz. Stickel wußte sich auch zu erinnern, daß der Director einen recht eingeschulten Regisseur, desgleichen Darsteller für Patze's Fach wohl brauchen könne. Das Theater in M., einer altbewährten reisenden Gesellschaft angehörend, die nur während des Winters in M. spielte, — stand auch nicht so hoch, daß man befürchten müßte, Patze würde für dasselbe nicht ausreichen, und es stand nicht so tief oder unsicher, daß man den denkenden Künstler in eine schlechtere oder unsichrere Stelle brachte, als er bis jetzt eingenommen hatte. Jedenfalls war Patze unendlich glücklich, brannte ihm doch in der Residenz der Boden immer mehr unter seinen Füßen; und er wäre jedenfalls „durchgebrannt", auf's Ungewisse hinaus in die Welt gegangen. Nun war

ihm diese sichere Aussicht ein wahres Glück. Er freute sich auch darüber, daß er in die Nähe seiner langverlassenen Heimath Gunzenhausen komme, die er nun einmal mit seiner Gegenwart verherrlichen wollte. Zwar trennte er sich mit wirklichem Schmerz von seinem herrlichen Doctor; auch nicht ohne Rührung von seinem würdigen Patriarchen und dem ihn stets bewundernden Factotum desselben; aber dafür wurde ihm ja auch die wahrhaft göttliche Freude, daß seine verehrte Collegin Emma, — nun dreifach verehrungswürdig, weil die Braut seines herrlichen Doctors, — auch mit nach M. gehe. Warum das geschehe, wußte er zwar nicht, und es fiel ihm auch gar nicht ein, darnach zu fragen. Sein Doctor mußte dafür wohl hinlängliche Gründe haben. Er wußte nicht einmal, ob sie auch wirklich seine Collegin bleiben werde. — Und das wußte auch noch Keiner von allen den Betheiligten; Emma selbst nicht. Man wollte das ganz ihrem Gefühl überlassen, dem Augenblick, der Gelegenheit, dem innern Drang. Sie sollte erst in und mit sich selbst ruhig werden. Ihre neue Lage, ihre neuen Verhältnisse, all das Erlebte erst in sich verarbeiten. Und gewiß, das war ihr wohl nöthig. Namentlich von dem Letzterlebten, von des Freundes Ankündigung der unerläßlichen Bedingung des Mini-

sters war sie seltsam und gewaltig erfaßt worden. Schmerzlich und zornig darüber, daß der Mann, der doch nach der Natur ihr Vater sei und von ihrem Dasein, von ihrer nahen Gegenwart wisse, daß er noch Schlimmeres thue, als sie verleugne — daß er so kalt, so grausam sie verbanne! verbanne, wo sie — o jetzt fühlte sie es zum ersten Male deutlich, was bisher nur unverstanden in ihr geschlummert hatte — wo sie so gern ihn hätte sehen mögen! — O, sie schwur es sich zu, daß nun für ewig das lose Band zerrissen sein solle, das Beide verbunden hatte. Schmerzlich und zornig schwur sie das sich zu! — Und mit dem vollen Schmerze einer unbefriedigt wilden Sehnsucht nach irgend einem bedeutsamen Handeln und Wirken, nach einem echten, rechten Thun, sah sie auf einmal sich von dem Boden verwiesen, wo solches Thun ihr einzig möglich schien! verwiesen, fern ab dem weltbewegenden Leben der Residenz in die Einsamkeit und Ruhe der Provinz. Doch auch wieder sehnte sie sich nach Ruhe und Einsamkeit; und war es ihr schmerzlich, den geliebten Freund zu missen: so war ihr das wieder eine Beruhigung für den Zwiespalt ihres Herzens, gegenüber der um so glühenderen Zärtlichkeit des Mannes, dem sie keine solche mehr entgegen tragen konnte. Daß sie dort neben und unter

dem Schutze des Vertrauten ihres Freundes, des würdigen Dichters und Denkers, des ausgesprochenen Lieblings ihres Vaters leben sollte: das gab ihr wohl eine milde, beruhigende Freude für sich selbst sowohl, wie für den Vater, aber sie fühlte dabei auch eine gewisse Aengstlichkeit, eine unerklärbare Scheu. Und um noch mehr des Zwiespalts in ihre Seele geworfen zu sehen: sie drängte mit sehnsüchtiger Hast danach, die Vorstadt und das Theater derselben zu verlassen, und doch schmerzte es sie auch wieder, dies thun zu müssen. Hatte sie doch hier die Tage ihrer Kindheit und Jugend verlebt! War sie hier doch geliebt von Allen; gab es hier doch hundert Dinge, an die Gewohnheit und Neigung sie fesselten! Selbst den braven Theaterpatriarchen hatte sie so herzlich lieb, daß sie mit Wehmuth sich von ihm trennte. Gewiß, sie hatte es sehr nöthig, in und mit sich selbst ruhig zu werden und all das Erlebte fest und klar in sich zu verarbeiten. Die Einsicht, daß das, was jetzt geschehe, nothwendig sei und die rasche Entschlossenheit der Ausführung desselben war nur ein Beweis ihrer sonst so gesunden und verständigen Natur und der Kraft ihres Charakters, aber bei Weitem noch nicht Das, was ihrem ganzen Wesen so noth that. Der alte Helmenreich war mild und gut wie immer,

doch viel schweigsamer und ernster als sonst. Er ließ das neue Ereigniß seines Lebens gleichsam wie ein unabwendbares Naturereigniß an sich vorübergehen und war nur froh, daß er seine Emma, sein Violoncell und seinen Freund Stickel bei sich behalten werde. Des Doctors war er unter allen Umständen freudig sicher. Und der Doctor sah dem ganzen Ereigniß zu mit der freudigen Entschlossenheit, die ein starker Mann wohl immer empfindet, wenn er persönliche Lieblingswünsche einer höheren Nothwendigkeit mit freiem Entschlusse unterordnet; wenn er in raschen, entscheidenden Zügen das Gebotene thut. Das Glück seiner Liebe konnte ihm bei seiner vollen, gesunden Natur und bei der Ueberzeugung von einer schönen Zukunft nicht besonders gestört werden, wenn auch seine Zärtlichkeit schmerzlich leiden mochte. Er drückte dem Theaterpatriarchen und dem Factotum, die Beide mit stiller Traurigkeit den Davonfahrenden nachschauten, rasch die Hand; dann ging er mit feuchtglänzenden Augen zu seinen Pflichten zurück. Der Theaterpatriarch hatte zwar seinem Oberregisseur noch einen schönen alten Theaterdolch und seiner lieben Emma einen Schleier für irgend eine sternenflammende Königin geschenkt; auch die Augen mit dem rechten Zeigefinger gewischt, als Beide sein

Theater verließen; er hatte auch wohl berechnet, daß seine Einnahmen durch den Verlust des Lieblings Aller jedenfalls Einbuße erleiden würden, und daß die bereits getroffenen neuen Engagements für Emma und Patze doch wohl noch recht fraglich seien. Aber er war auch wieder recht froh, daß er so rasch Beide los war. Schon die ihm noch immer so räthselhafte „Shylock-geschichte,“ mit Allem, was darum und dran hing, hatte ihn ganz aus seiner behaglichen Ruhe gerissen und einen großen Wirrwarr bei seinem Personal und in seinem Publikum erregt. Dazu die auffallend vielen und mannigfachen Besucher, die in der sonst so stillen Wohnung des alten Musikers gesehen und nach allen Seiten hin höchst erregt und verschiedenartig besprochen waren. Zuletzt und hauptsächlich die geheime Weisung, — augenscheinlich von sehr hoher Stelle ausgehend, den alten Musiker und seine Tochter auf der Stelle zu verabschieden, aber über diese Weisung das strengste Stillschweigen zu beobachten, bei Gefahr der Concessionsentziehung. — Der Theaterpatriarch dachte an, wer weiß was für politische Umtriebe, in denen Vater und Tochter stecken müßten, zumal Doctor Brand ihnen jetzt so auffallend nahe stand. Er war ganz verwirrt und zuletzt denn recht froh, daß er, wie

er sich ausdrückte, „die ganze Prostemahlzeit los wäre."

Bald nach diesem Begebniß wurde auch der verurtheilte Freyer aus der Residenz abgeführt, und zwar nach dem Zuchthaus in der nahe bei M. gelegenen Festung, deren Commandant Oberstlieutenant v. Bressel war, der Bruder Carolinens, der unglücklichen Mutter unserer Emma, der Vater des Lieutenants, den der Soldat Friedrich Achter erstochen hatte. Und Friedrich Achter saß nun auch in diesem Zuchthaus, furchtbar ruhig, doch in schmerzlich dumpfem Brüten seines Vaters, des Kutschers Kilian gedenkend. An Anderes dachte er nicht mehr. In der Festung selbst aber büßte nun auch, nach neuester Verordnung, der Hauptmann Stickel seinen Arrest ab. Natürlich mit der Freiheit, die gewöhnlich bei Duellstrafen gewährt wird, namentlich dann, wenn der Officier im Geiste seines Kriegsherrn demokratische Redensarten „mit Pulver und Blei" gestraft hatte, wie hier, nach der allgemeinen Annahme, geschehen war. Mit dem Hauptmann war auch sein Bursche Melchior mit eingerückt; derselbe, der damals im Walde bei Gunzbach dem Kutscher Kilian die Briefe des Professors an seinen Bruder überbracht hatte. Und so waren denn einige der her-

vorragendsten Erscheinungen in unserer Erzählung, von dem Boden der Residenz auseinander und wieder zurück geführt worden auf ihren eigenen Boden; zusammen und nahe geführt worden mit anderen Personen, die durch so mannigfache und eigenthümliche Geschicke ihnen verbunden waren.

Und während dessen ging der Staatsminister Baron von Sturm den großen Weg seiner Gewalt; hin zum großen Ziele der Herrschaft des Absolutismus; und das Land sah mit düsterem, strengem Auge diesem Wege nach.

Neuntes Kapitel.

Der Conrad Melzer.

Wir haben den frischen, kräftigen Bauerburschen, der, statt nach Amerika auszuwandern, bei dem Schultheiß Dörner in Wießbach oder vielmehr bei der schönen Margareth blieb, wohl allzulange verlassen; keineswegs aber vergessen oder auch nur aus den Augen verloren. Da der Gang unserer Erzählung uns wieder in seine Gegend geführt, wollen wir in Wießbach ihn wieder aufsuchen.

Mit manch bezahltem Tanz und Schoppen, wie mit manch kräftigem Faustschlag, hatte sich der Conrad Melzer bald ein gehöriges Ansehen unter den Burschen seines Dorfes erworben; durch unermüdlichen Fleiß und resolute Tüchtigkeit die Achtung seines Herrn und durch Gesang und Gefälligkeiten aller Art die Zuneigung der Kinder und Alten. So lebte er denn in ungestörtem und anerkanntem Besitz seiner Braut Margareth ganz glückselig dahin. Und die Margareth war es auch, trotz ihrer schlechten Kleider. Diese brauchte sie aber auch nicht lange mehr zu tragen. Die alte, kranke Mutter, für die sie bisher fast all ihren Lohn hingegeben hatte, war gestorben und nun konnte sich die Margareth einen neuen Rock kaufen — einen Rock, der noch mehr Falten hatte, als das Gesicht der alten Haushälterin, die der Pfarrer Heister mit ins Dorf gebracht. Sie konnte auch zurücklegen und der Conrad konnte das auch. Dann mußte ja bald so viel dasein, daß sie sich einrichten und auf Taglohn gehen konnten. Dann mußte wieder gespart werden, bis sie sich ein Stück Land pachten und eine Kuh anschaffen konnten, bis sie „eigene Leute“ wären. Das ist der gewöhnliche Weg, den die Glücklichsten dieser Volksclasse machen. — „Eigene Leut’“ zu sein, ist das höchste Ziel eines Jeden

von ihnen. Darin liegt das heilige Gefühl der Freiheit, was tief in der Brust eines jeden Menschen wohnt. Und solch ein Ziel vor Augen und in Hoffnung: das mußte ja die beiden Liebenden noch um Vieles glücklicher machen! — Zwei Dinge aber waren es, die ihr Glück störten. Der Pfarrer Heister, dessen wildem, heißem Blick der Conrad schon dreimal an dem Tage begegnet war, wo wir zuerst ihn kennen lernten, vor dem die Margareth auch so erschrocken war, als sie den Pfarrer hatte kommen sehen, wie sie mit dem Conrad zum ersten Male plauderte — dieser junge, bleiche Priester mit den großen, glühenden Augen hatte die beiden jungen Leute verfolgt, wie ihr Schatten. Das geheimste Rendezvous zwischen beiden mußte er ausgekundschaftet haben, die weitesten und verstecktesten Wege, die sie mit einander gingen, mußte er im Voraus gekannt haben. Ueberall trat er plötzlich auf; selbst Stall und Boden, Futterkammer und Backhaus, waren nicht sicher vor ihm. Kaum war Eines oder das Andere da drinnen, als er vorbei schlüpfte oder auch, wie suchend, hineintrat, unheimlich still, unheimlich sie durchbohrend mit den wilden, heißen Augen, unheimlich den Finger in die Höhe reckend zu stummer, aber schrecklicher Warnung; sonst ganz geräuschlos und

wieder davon huschend wie ein Schatten. Und immer finsterer wurden seine Augen, immer bleicher seine Züge und immer schrecklicher wurde er den Liebenden. Man hatte überhaupt eine große Scheu vor ihm im Dorfe: man munkelte von einer schauerlichen Geschichte, die er schon erlebt habe, die wenigstens durch ihn geschehen sei in einem benachbarten Weberdorfe, von wo aus er plötzlich hieher versetzt worden war. Was man davon andeutete, war jedenfalls geeignet, Scheu vor ihm zu empfinden; abgesehen von seinem wilden, düstern Fanatismus für Kirche und König. Und nun gerade von ihm; von dem, den fast ein Jeder so gerne mied, dem so Viele scheu aus dem Wege gingen, gerade von diesem sich so fort und fort, so unheimlich verfolgt zu sehen; das konnte dem Glücke der Liebenden die frische, fröhliche Lebenslust wohl trüben! — Und das zweite Trübniß war, daß der Conrad noch immer keinen Heimathschein besaß. Der Conrad war schon wieder in Gunzbach, seiner Heimath, gewesen, um von dem Landrath von Dippelfingen den Schein in Empfang zu nehmen; aber da war der Herr Landrath in der Residenz; und der Bürgermeister hatte gemeint, daß der Herr Landrath diese Sache in die Hand genommen habe und er selbst könne darin nichts thun.

„Na, dann ist's auch so gut" — hatte der Conrad darauf gemeint und war, halb gleichgültig, halb trotzig, davon gegangen. Aber er sollte doch bald sehen, daß es nicht „so gut" sei. Eines Tages bekam der Conrad keinen Blick, kein Wort von der Margareth, so daß er aus der ersten Verwunderung bald in einen rechtschaffenen Aerger gerieth. Abends spät ging er zu ihr in's kleine Kämmerchen. Da saß sie auf dem Bett, hielt die Schürze vor das Gesicht und weinte, was sie nur weinen konnte. Er blieb an der Thüre stehen und fragte ziemlich grob: „Na, was hast denn?"

Sie schwieg und weinte hinter ihrer Schürze fort. Da trat der Conrad dicht zu ihr heran und fluchte: „Ei zum Himmel-Donnerwetter, was hast denn?"

Da ließ die Margareth die Schürze rasch los und antwortete trotzig und schluchzend: „Ja, fluch' nur, garstiger Bub'! Du bist mir ein schöner Kerl! — O, was das für ein Geschand und Gespött wird!" — Und nun brach sie wieder in so entsetzliches Weinen aus, daß es dem heftig erschrockenen Conrad das Herz zerreißen wollte.

Conrad sprach einen Augenblick gar nichts; dann sagte er weich: „Gretchen! Sei gut; sei still!"

Aber Gretchen weinte fort und hielt die Schürze

wieder vor das Gesicht; aber sie weinte schon viel langsamer und die ganze Art, wie sie jetzt die Schürze hielt: es lag ein gewisser Trotz darin. Conrad setzte sich zu ihr auf den Rand des Bettes und versuchte, ihr die Schürze vom Gesicht zu ziehen; aber sie litt es nicht und schluchzte heftig. Einen Moment lang stieg dem Conrad wieder die Galle auf; er wollte schon mit einem neuen „Donnerwetter" losfahren; aber es war eben nur ein Moment; dann saß er still und scheu da, sah hin auf das arme, weinende Mädchen, und dann mußte er auch weinen. Da schielte die Margareth hinter der Schürze hervor und nach ihm hin: sie sah ihn zum ersten Male weinen, und bei solcher Gelegenheit weinen — das hatte sie noch von keinem Burschen gehört. Ach, wie that ihr das so wohl und wehe! Und sie war doch auch so unartig gegen ihn gewesen. Da trotzte und weinte sie nicht mehr; ließ die Schürze schon halb sinken und sagte schluchzend: „Na bis still, Bub', bis still!" —

Aber nun weinte der Conrad noch mehr und da wandte sie ganz sich zu ihm hin, trocknete mit ihrer Schürze ihm die Thränen ab und meinte: „Conrad, sei still. Ich bin ja doch auch schuld." —

Der Conrad wurde nun schon etwas beruhigt;

doch meinte er noch kleinlaut: „Aber ich bin doch ein schlechter Kerl! Du bist nur ein schwaches Weibsbild und ich ein gescheiter Bursch." —

„Ach was! Ich bin nicht so gar schwach" — beruhigte Margareth auf's Neue und nun stritten sie sich noch eine Weile gar liebevoll und tröstend, bis sie zuletzt sich in die Arme faßten und sich einen Kuß gaben.

„Aber was fangen wir nun an?" fragte die Margareth, plötzlich wieder ganz schüchtern werdend.

„Was wir anfangen?" — rief Conrad frisch und kräftig. — „Wir heirathen uns auf dem Fleck weg!"

„Ach, Du bist doch ein guter, ehrlicher Herzensbursch, Du!" rief das Mädchen in höchster Glückseligkeit aus und fiel dem Conrad um den Hals.

Und der Conrad entwickelte nun rasch folgenden Plan: „Ich geh' gleich morgen zum Bürgermeister und künd' dem an, daß ich mich verheirathen woll'. Wir haben Beide keine Eltern mehr, sind großjährig; da brauchen wir nicht lange nach Papierchens zu laufen, die Taufscheine und die Todtenscheine haben wir ja; und weil ich alleweil hier im Dorf bleiben will, da brauch' ich auch die Heimath in Gunzbach nicht mehr und der Herr Landrath kann mir mit seinem Schein

gestohlen werden. Wir zwei sind hier auch bekannt als fleißig und geschickt, und unser Schultheiß wird schon für uns sprechen und da muß der Bürgermeister doch „Ja“ sagen. — Gelt ja?“

Margareth nickte freudig überzeugt ihm zu.

„Und wenn's der Bürgermeister gesagt, dann gehe ich rectement zum Pfarrer. Da kann uns der schon am nächsten Sonntag aufrufen und drei Wochen darauf machen wir die Hochzeit. — Gelt ja?“

Und Margarethe nickte noch freudiger und noch überzeugter.

„Und dann ziehen wir zur alten Lisbeth in die Scheunenkammer, die leer steht. Und das Allernothdürftigste, was wir brauchen und das Bett hier und der Tisch und die Bank und die Kommoden, — das ist ja Alles Dein von der seligen Mutter her; und mehr brauchen wir vor der Hand nicht. Gelt na?“

„Na, na!“ jauchzte die Margareth und küßte den Conrad, der dann jubelnd ausrief: „Siehst Du, Schatz, so heirathen wir uns auf dem Fleck weg; und kein Deibel kann uns was anhaben!“ — Nun recapitulirte der Conrad alles Gesagte noch einmal und sprach sich dabei immer mehr in den Eifer und in vollste Sicherheit hinein. War sein Vortrag auch gerade kein Muster

an Stil und folgerechter Entwickelung: so war er doch an und für sich recht gesund; und die Margareth glaubte an jedes seiner Worte, wie an ein Evangelium. Darum störte sie den Conrad auch gar nicht mehr; sondern hörte nur andächtig zu; andächtig vorgebeugt; die Hände kreuzweis in den Schooß gelegt, und ihr Herz klopfte vor Freude. —

Am andern Morgen vor dem Frühstück drosch der Conrad wie für drei Mann und nach dem Frühstück rief er seinen Herrn bei Seite: „Herr Schultheiß, ich möchte gern heut morgen für mich sein; ich hab' zwei nothwendige Gäng' zu machen."

„Wenn's ganz absolut nothwendig ist — ja! Sonst aber nicht. Wohin soll's denn?"

„O, es hat nicht viel zu bedeuten — ich wollt' nur zum Bürgermeister und Pfarrer — da wegen der — der Margareth, die ich nun heirathen will."

„Schnack! Bist wohl gescheit! Heirathen! Wovon denn leben?"

„Davon, Herr Schultheiß!" und Conrad streifte die Hemdärmel zurück und hob die nervigten Arme in die Höhe. „Ich denke, die werdet Ihr immer noch brauchen können und die halten aus." —

Der Schultheiß musterte die beiden Capitalien mit Wohlgefallen und meinte:

„Nun ja; so was läßt sich immer brauchen; und so lang ich leb' und Ihr Zwei arbeiten könnt, soll's Euch an Arbeit bei mir auch nicht fehlen; aber" — und nun setzte er als ein verständiger Mann auseinander, daß die Beiden ja doch noch Zeit hätten, sich erst was ersparen sollten u. s. w. Der Conrad hörte das Alles ganz ruhig an und erwiederte:

„Sehr recht, Herr Schultheiß! Ja und ich hab' auch immer gesagt, was für ein grundgescheiter Mann der Schultheiß wär'; aber die Margareth heirath' ich doch auf dem Fleck weg."

„Na, meinetwegen mach', was Du willst. Aber komm' bald wieder."

Der Conrad bürstete nun mit der Hand sein Sonntagswamms und ging dann wichtigen Schrittes durch das verwunderte Dorf.

Der Bürgermeister war nicht von der Gemeinde gewählt, sondern in der vollsten Blüthe der Reactionszeit von der Regierung ohne Weiteres hingeschickt worden. Er war früher Militär, dann Zollbeamter gewesen und paßte auf seinen jetzigen Platz, „wie die Faust auf's Auge." Als ehemaliger Wachtmeister

wollte er Alles commandomäßig einrichten und aus seiner Stellung als Zollbeamter brachte er einen unvertilgbaren Argwohn mit, der überall Verrath und Schmuggelei und, wer weiß, was Alles — zu finden glaubte. Er liebte natürlich die Gemeinde ebensowenig, wie sie ihn liebte. Sie nannte ihn „den alten Confiscator;" und er nannte sie „aufrührerischen Pöbel und Schmugglergezücht."

Wenn nur wenigstens noch der alte Amtsschreiber im Bureau geblieben wäre! Aber den hatte die Regierung mit 50 Thlr. per Jahr pensionirt und der neue Bürgermeister hatte sich einen Schreiber mitgebracht, von dem die Bauern sagten: „den hat der Deibel 99 mal hart gesotten." — Dies Alles bedenkend trat der Conrad nicht ohne einiges Herzklopfen hinter den großen Bretterverschlag, den sich der Bürgermeister zum großen Aerger und unversiegbaren Spott der Bauern um seinen Schreibtisch hatte machen lassen. Ungeheure Actenstöße, wie man früher niemals hat gesehen, — umgaben den gestrengen Herrn; und zwischen ihm und dem Schreiber lag, als wahlverwandtschaftliches Verbindungsglied, ein schwarz-grauer, schmutziger, bissiger Köter. Der Conrad machte in seiner Verlegenheit einen Scharrfuß und stieß dabei

den Köter in die dürren Lenden, so daß derselbe ein mörderliches Geheul erhob.

„Flegel! Warum giebt Er nicht Acht!“ schrie der Bürgermeister.

„Flegel“ und „Er!“ das wurmte den Conrad stark: aber der Bürgermeister durfte jetzt nicht böse gemacht werden. Darum verschluckte der Conrad eine trotzige Antwort, die ihm schon auf den Lippen saß und steckte die geballte Faust in die Tasche. Aber um Verzeihung bitten wollte er auch nicht; er dachte: „Ich habe seinen Hund getreten und er hat mich geschimpft, — nun sind wir wett!“

Der Bürgermeister wartete indessen schon ärgerlich auf eine demüthige Bitte um Verzeihung; endlich legte er die Feder nieder, schob die grüne Brille, vor der die Bauern sich anfangs gefürchtet hatten, — in die Höhe und fragte barsch:

„Nun, was will Er?“

Der Conrad trug kurz und bündig vor, was er wollte; aber der Bürgermeister, ein abgesagter Feind alles Heirathens, brummte wild: „Unsinn, — Tollheit, — Dummheit! Und so arme Burschen sollten überhaupt gar nicht heirathen. — Gar nicht heirathen.“

„Ja, ganz recht, Herr Bürgermeister. Aber geheirathet wird doch“ — entgegnete Conrad ganz ruhig.

Das verdroß den gestrengen Herrn außerordentlich. Auch hatte er, — neben der eben passirten Beleidigung seines Hundes, noch einen ganz besonderen Pike auf den Conrad, weil der bei dem liberalen Schultheiß diente, und dieser ihm schon oft hart entgegengetreten war, wenn es einem Rechte der Gemeinde galt. Er beschloß also, sich diesmal so hartnäckig wie eben möglich an das Gesetz zu halten. Darüber oder darunter wollte er nicht: bewahre! Aber festhalten daran, festhalten bis an's Aeußerste. Er räusperte sich nun und fragte wichtig: „Hat man Papiere?“

„Wer?“

„Er!“

„Als wie ich?“

„Versteht sich! Wer sonst?“

„Ja so; ich hatte verstanden m a n. Hier sind die Papiere.“

Der Bürgermeister legte die Papiere bei Seite und frug weiter:

„Hat man, — hat Er Heimathsrecht?“

„Versteht sich, hab' ich eine Heimath; das steht ja

in den Briefen da; drei Stund' von hier, über der Grenz', in Gunz —"

„Tölpel! Ich meine, ob er Rechte hat?"

„Rechte? Ach Du lieber Gott! Was hat so ein Armer für Rechte! Na, da ist's nicht weit her mit den Rechten." —

Der Bürgermeister wurde kirschbraun vor Zorn: solche demagogische Redensarten waren ihm noch nie vorgekommen. Er sah sich indessen genöthigt, dem frechen Burschen die Sache dahin auseinanderzusetzen:

„Wenn Er sich hier verheirathen will, so muß Er erst einen Schein von der Behörde Seiner Heimath beibringen, daß Er dort mit Frau und Kindern aufgenommen wird, wenn man Ihn hier nicht mehr duldet; wenn Er z. B. gestohlen oder sonst schlechte Streiche gemacht hat, oder zur Arbeit untauglich geworden ist, und so der Gemeinde nicht zur Last zu fallen braucht. Das nennt man Heimathsrecht. Und ehe Er dies Papier nicht bringt, kann Er sich hier nicht verheirathen. Punktum! Marsch! Kein Wort mehr!" —

Dem Conrad war bei dieser Auseinandersetzung dreimal das Blut zu Kopf geschossen und hatte ihm ingrimmige Worte auf die Zunge geworfen; aber die Traurigkeit hielt sie da auch wieder gebannt — die

Traurigkeit darüber, daß sein schöner Plan gleich anfangs so gestört sei. So ging er denn ingrimmig und traurig fort, nur so leise vor sich hin murrend, wie es doch eine gottesjämmerliche Geschichte wär', daß man für jede ehrliche Sach', die man anfangen wolle, immer erst so ein Geschreibsel und Gedeibsel haben müsse. — Auch die Margareth war traurig; aber noch mehr böse und zwar auf den Conrad selbst. Sie tukschte und mukschte mit ihm, weil sie die Sache gar nicht verstand; und der Conrad kam dadurch in neuen Aerger und neues Leid. Er meinte auch, der Schultheiß hätte die Sache doch wohl kennen müssen und ihm sagen sollen, was noth thät. Aber dem Schultheiß war in seiner ganzen amtlichen Praxis noch nicht vorgekommen, daß sich ein Ausländer im Dorfe verheirathet hatte, oder es war das unter dem früheren Bürgermeister nicht so genau genommen worden. Jetzt schlug er die betreffenden Vorschriften nach, und da fand er denn freilich noch mancherlei bedenkliche Punkte. Indessen glaubte er doch, daß ein gutes Schreiben an das Landrathsamt in Gunzbach bald Alles in Ordnung bringen werde, und er setzte es dem Conrad auf, der es unterschrieb und zugleich zur Post brachte. Nun waren die beiden Liebenden wieder fröhlich und hoffnungsvoll und siehe,

merkwürdiger Weise kam auch schon in wenigen Tagen eine Citation vor das Landrathsamt nach Gunzbach. Nun mußte ja Alles gut werden! Und der Schultheiß mußte nun auch, wohl oder übel, seinem Oberknecht einen Werkeltag frei geben. — O wie rasch war der nun auf dem Landrathsamt in Gunzbach! Und wie freundlich lächelte der Landrath von Dippelfingen ihm entgegen!

Der Conrad sah die Hochzeit schon vor sich! Der Landrath stocherte indessen mit einem goldenen Zahnstocher höchst graziös in seinen großen, blinkenden Zähnen; sah dabei den Conrad mit einem leisen Nicken seines Hauptes prüfend an und meinte nun mit dem humansten Tone: „Ach, mein lieber Conrad Melzer! Sind also auch wieder da? Wollen heirathen? Schön, sehr schön!"

„Ja, ich denk' auch, daß es schön wird, Herr Landrath!" schmunzelte der Conrad.

„Aber das geht nicht so rasch, mein lieber Conrad — nicht so rasch — vielleicht gar nicht!" meinte der Landrath mit demselben humanen Tone und freundlichen Lächeln.

„Wie? Wa — Was? Herr Landrath!" stammelte der Conrad und wurde blaß.

„Ja, sehen Sie, mein lieber Conrad Melzer! Da sind so allerhand Formalitäten zu beobachten. Erstens müssen Sie eine Heimath haben; und die haben Sie eigentlich nicht mehr; sind eigentlich ein Vagabonde, mein lieber Conrad.“

„Ein Vagabon — Herr Landrath!“ fuhr der Conrad auf.

„Ja, ein Vagabonde; heimathlos, mein lieber Conrad. Denn sehen Sie, Sie haben Ihre Heimath aufgegeben. Aber gesetzt auch den Fall, daß wir Ihnen dieselbe wieder zuerkennen: Sie wollen sich mit einer Ausländerin verheirathen und damit verlieren Sie Ihr Heimathsrecht.“

„Eine Ausländerin?“ murmelte der Conrad dumpf. Es wurde ihm wirr zu Sinnen; er konnte nichts anders sagen, als jenes verhängnißvolle Wort.

„Ja, eine Ausländerin,“ begann der Landrath wieder; „aber Sie werden sie nicht heirathen können, bevor Sie dort nicht Gemeinderecht haben.“

„Gemeinderecht?“ wiederholte der Conrad in immer dumpferem Grimm.

„Ja wohl, mein lieber Conrad. — Und dazu müssen Sie erst aus dem hiesigen Unterthanenverband entlassen werden.“

„So entlassen Sie mich doch, Herr Landrath!“

„Schön! Sehr schön! Aber das kostet Geld. Und dann fragt sich's noch, ob Sie in den dortigen Unterthanenverband aufgenommen werden können; und das kostet dann noch mehr Geld.“ Der Conrad war leichenblaß und wieder braunroth geworden. Jetzt fühlte er sich wie todtgeschlagen. Aber das dauerte nur einen Augenblick; dann reckte er sich empor in fürchterlichem Zorn; er nahm eine Papierscheere von dem nahen Schreibtisch und brach sie auseinander. Das war aber auch wie ein Blitzableiter seines Zornes; denn wie er die beiden Stücke in Händen hielt, wurde er wieder ruhiger; aber er mußte doch noch sprechen; er mußte all' seinen bisher empfundenen Zorn und Schmerz, all' sein grimmes Weh über die auch jetzt wieder getäuschte Hoffnung doch in irgend Etwas ausdrücken. Wenn auch das von dem nothwendigen Gelde ihm nicht die Hauptsache war, so ward es ihm doch gleichsam zum Symbol für Alles, was so schrecklich ihn bewegte. So sprach er denn nun mit keuchendem Tone: „Also man muß bezahlen, wenn man in ein Land kommt und wenn man aus einem Lande geht? Bezahlen und immer bezahlen! Herr Landrath, — wenn nicht einmal eine Zeit kommt, wo unser Eins anders bezahlt: dann ist

keine Gerechtigkeit mehr auf dem Erdboden und dann frag' ich ebensowenig mehr nach dem Teufel als nach unserm Herrgott."

Der Landrath betrachtete ihn mit unbeschreibbarem Lächeln, und indem er seinen goldenen Zahnstocher wieder zu den blinkenden Zähnen führte, sagte er mit dem freundlichsten Tone zu dem Secretär: „Notiren Sie gefälligst den &c. Conrad Melzer wegen Gotteslästerung."

Der Conrad sah Beide verblüfft an: er verstand durchaus nicht, was der Landrath gemeint hatte; aber er hörte doch seinen Namen nennen und das Wort Gotteslästerung. Wie paßte das nur zusammen? Nun aber fiel ihm die eigentliche Sache selbst wieder schwer auf's Herz und er fragte fast zitternd:

„Aber was ist denn nun von wegen meiner Heirath?"

Da drehte sich der Landrath wieder lächelnd zu ihm und meinte: „Ja, die Sache ist sehr einfach! Sie können nicht eher heirathen, als bis die Sache eine andere Wendung genommen hat."

Nun aber brach aller zurückgestaute Grimm des Burschen aus. Er schlug mit geballter Faust so schwer auf den Tisch, daß der Tisch laut krachte und ein Spalt

das braune Wachstuch zerriß, womit er überzogen war, und dazu donnerten des Conrads Worte:

„Wendung! Was heißt Wendung? Ei so wollt' ich doch, daß gleich ein Himmelkreuzdonnerwetter" — auf einen Wink des Landraths sprang sofort ein Gensdarm vor, der den Conrad von hinten beim Wamms packte und nach der Thür ziehen wollte. Aber der Conrad gerieth in so unbändige Wuth, daß er mit jähem Ruck dem Gensdarmen sich entriß und ihn so heftig vor die Brust stieß, daß derselbe zurück und über einen großen Papierkorb zur Erde stürzte. Secretär und Schreiber sprangen auf, ein rascher Klingelzug, Amtsdiener und Gensdarmen stürzten herein; nur der Landrath blieb ganz ruhig und gebot dem Secretär:

„Machen Sie das Protokoll gegen den ꝛc. Conrad Melzer wegen Gotteslästerung und wegen thätlicher Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit." — Dann winkte er den Gensdarmen und der plötzlich zur Besinnung gekommene und wie geknickt dastehende Conrad wurde in das nahe Gefängniß des Landrathsamts abgeführt. Und an derselben Stelle, wo ihm damals, als er zum ersten Male von dem Landrathe entlassen wurde, der Pastor Heister begegnet war — begegnete ihm derselbe

auch jetzt wieder; und Conrad erbebte vor dem wilden Blick, den der schreckliche Mann ihm zuwarf.

Zehntes Kapitel.

Der Pfarrer Heister und der Weber Zeisig.

Ja, er hatte schon eine merkwürdige Geschichte erlebt, der junge Pfarrer Heister; er hatte schon eine bemerkenswerthe Vergangenheit hinter sich und da dieselbe noch einmal hineinragen wird in unsere Geschichte, wollen wir sie hier erzählen.

Der Herr Commerzienrath Hartern beschäftigte seit langer, langer Zeit ausschließlich das ziemlich große Weberdorf Nußbaum, und zwar dergestalt, daß er immer reicher und das Dorf immer ärmer wurde. Aber der Herr Commerzienrath gab allen Arbeitern des Dorfes ihren Brand beinahe umsonst, nämlich so, daß er zwar keinen directen Schaden, aber auch keinen directen Nutzen davon hatte, daß er nur die Kosten der Gewinnung dieses Brandes wieder heraus bekam. War das auch leicht, da er selbst mehrere Steinkohlenbergwerke besaß: so stellten diese unerhörte Güte sich die Leute doch immer vor, wenn ihnen der Mißmuth über ihr elendes

Dasein heiß aufstieg. Sie benutzten diese Güte nun auch in ausgedehntester Weise, indem sie Winter und Sommer furchtbar darauf losfeuerten; sich sonach an eine übertriebene Hitze gewöhnten und in diesem immerwährenden Dunst schlaff, geistig träge und dumpf wurden. Dabei sorgte der Herr auch auf jede Weise, daß kein fremdes Element unter seine Arbeiter komme. Alle Nachrichten von Außen her wurden streng verschwiegen; alle Fremden, die zur Fabrik kamen, sorgfältig gehütet; kein neugedruckter Buchstabe wurde vor ihren Augen geduldet; und Schulmeister und Pastor — Beide wohnten in der Nähe der Fabrik, wo auch die kleine Kirche stand — durften nichts lehren, was der Herr Commerzienrath nicht wußte.

Das Alles war gut berechnet und that auch lange seine Wirkung; aber in letzter Zeit schien es dem Herrn doch, als wenn seine Berechnungen zu Schanden gingen. Es keimte unter den Leuten schon hie und da ein Trotz auf; es ging manchmal, besonders Samstag Abends und wenn der Herr fort war, ein leises Murren in den Haufen umher. Der Herr untersuchte heimlich, ob irgend vielleicht das eine oder andere der verruchten neuen Bücher oder Lieder unter sie gekommen sei, oder ob Jemand ihnen von Außen her etwas zubrächte.

Aber nein! Da meinte er denn, daß die sonderbaren Regungen der Zeit sich wie die Pest durch die Luft verbreiteten und er griff nun zu einem andern Mittel: er wählte die Muckerei zur Bundesgenossin. Er wußte von vielen Fabrikherren, daß die Muckerei unter den Webern eine feste Mauer, ein Schutz gegen alle schlechten und aufrührerischen Regungen sei und darum auch von den Hohenpriestern derselben eifrig gepflegt wurde. Er kannte wohl einige dieser Erwählten; aber sie erschienen ihm als falsche Jünger, die mit ihrer Frömmigkeit Schacher trieben; abgefeimte protestantische Jesuiten, die wohl für eine schon überbildete, also leichter betrügbare Gemeinde, aber nicht für seine noch rohen und darum auch scharfsichtigeren Arbeiter paßten. Diese hätten ihm zugleich auch in die Karten gesehen und dann — wer weiß was! gefordert. Er wollte darum einen echten Frommen. Er schrieb also einen Brief voll Moral und Würde an das Cultusministerium, den verwilderten Zustand seiner lieben Arbeiter, die Unfähigkeit des jetzigen Pfarrers und seines eigenen Herzens lauten Wunsch schildernd: einen echt Gläubigen, einen Mann nach dem Herzen Gottes in seiner Gemeinde zu haben.

Es dauerte nicht vierzehn Tage, da war schon der

jetzige Pfarrer versetzt und der neue an seiner Stelle; und einen bessern konnte sich der Herr gar nicht wünschen. Es war der Pfarrer Heister.

Ein junger Mann, mit unermüdlichem Eifer, „für den Herrn zu streiten," und mit wildem, begeistertem Feuer, um dies nach seiner Weise auch thun zu können. Er war längere Zeit Lehrer im Hause einer großen, dem Minister befreundeten Excellenz gewesen.

Keine Beschäftigung bereitet mehr zum Einsaugen des Muckerthums vor, als das Weben. Die todte Einförmigkeit dieser Arbeit, das immerwährende Sitzen und doch die nervenerregende Bewegung, namentlich der Fingerspitzen, macht die Leute, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, nervös-blasirt; und ein solcher Zustand ist der beste Boden für jenen gefährlichen Samen.

Sitzt so Einer jahrelang am Webstuhl und hat nichts Anderes zu denken und will doch gern etwas denken: dann hat das eingestreute Körnlein Zeit, sich auszubilden — und auf einmal ist er ein Mucker und weiß kaum, wie er es geworden. Sind ihrer Viele zusammen, und unter den Vielen ist nur Einer von jener Art, und dieser Eine bringt Tag für Tag 15 Stunden des Tages, und das macht viele Stunden im Jahre,

seine Redensarten mit einigem Geschick vor: so müssen dieselben zuletzt bei den Andern eindringen, wenn sie auch nur aus Langeweile angenommen werden. Oft treibt auch der Hunger, die Verzweiflung, die gänzliche Hoffnungslosigkeit die armen Weber und Fabrikarbeiter in den Rachen der Muckerei; in deren falscher todter Ruhe sie eine Art Opiumschlaf, oder in deren Uebermuth und Stolz sie eine Entschädigung für das äußere Elend finden, das sie, dem Leben gegenüber, sich als Parias fühlen läßt.

So war in unserm Dorfe ein gutes Feld für die Thätigkeit des neuen Pfarrers; aber er fing die Sache doch gleich im Anfang zu furchtbar scharf an. Die Leute waren zwar bei der ersten Predigt sehr erschrocken; sie sperrten Nase und Mund dabei auf, und es wurde ihnen manchmal recht „grauslich" zu Muthe; aber zuletzt meinten sie, solch schrecklich verworfene Geschöpfe, wie der Pastor sie schildere, seien sie doch wohl nicht, und wenn sie, wie er wollte, noch mehr der irdischen Güter und des Genusses entbehren sollten, als bisher: da hätten sie ja nicht einmal das liebe Brod und den Schlaf und könnten sich dann lieber gleich auf der Stelle zum Sterben hinlegen. Der Herr Commerzienrath merkte auch die verkehrte Wirkung dieser Predigt und

rieth dem eifrigen Prediger, nach Christi Vorbild Geduld mit der Verworfenheit zu haben und bei seinem Bekehrungswerk hübsch gradatim zu gehen. Dieser führte nun zwar das Beispiel von Christus an, wie dieser mit Zorn die Sünder aus dem Tempel getrieben habe; bat aber doch den lieben Gott, ihm Geduld zu schenken, damit der Geist ihn nicht zu rasch fortreiße im gewaltigen Wollen. Bei weiterer Ueberlegung hielt er es für am zweckmäßigsten, sein Bekehrungswerk mit Einzelnen zu beginnen, und zwar — auch die Frömmigkeit ist „klug wie die Schlange" — mit dem Ersten und Einflußreichsten in der Gemeinde: mit dem Weber Zeisig, dem gesundesten und stärksten, dem geschicktesten und gebildetsten unter seinen Genossen.

Er wurde dem Pfarrer auch zugleich als der unchristlichste bezeichnet, dessen Gewinnung für den wahren Glauben vor allen Andern zu erstreben, am verdienstlichsten vor Gott und am wichtigsten bei den übrigen Arbeitern sei.

So begab sich denn der fromme Mann eines Tages in die Wohnung des Zeisig, „um sich nach seinem lieben Gemeindekind in Demuth des Herrn zu erkundigen." Das war ein Ereigniß im Dorfe, und der Zeisig that sich nicht wenig darauf zu Gute. Er fragte so demüthig,

wie er nie gewesen war — denn unerwartete Artigkeit und Menschlichkeit haben bei dem sonst stets Gedrückten meist solche Wirkung — nach dem Grunde solcher Gnade, und der Heilige antwortete: „Mein Glaube belehrt mich, unter die Geringsten mich zu stellen und überall in dem Menschen Gottes Ebenbild, wenn auch voll Sünde, zu erblicken.“ —

„Ei nun,“ meinte der Zeisig, „das muß schon ein schöner Glaube sein, den Ihr da habt, Herr Pastor!“

„Euer Herz wird noch darnach lechzen und ich werde Euch tränken,“ erwiederte der Pastor und — empfahl sich, baldiges Wiederkommen versprechend. Er hatte für jetzt schon genug gethan.

Der Zeisig blieb darnach lange unthätig vor der Webe sitzen und drehte blos eine Spule in der Hand herum; aber innerlich war es ihm desto lebendiger. Den Glauben, den der Pastor hatte und der ihn lehrte, so freundlich und demüthig zu sein, wie es noch niemals ein Mensch gegen ihn gewesen war: ei, den hätte er doch näher kennen lernen mögen! Und doch war das nur eine befriedigte Eitelkeit. Denn wenn der Pastor auch noch zu Andern gegangen wäre, so hätte sein Besuch bei ihm gar nicht so besonders gewirkt. Aber davon ahnte Zeisig nichts, obwohl er vor sich hinmurmelte:

„bei mir ganz allein! Ganz allein bei mir!“ Dann reizte ihn auch das Geheimnißvolle, was in den letzten Worten des Pastors vom Lechzen und Tränken und besonders im Ton derselben zu liegen schien. Er konnte gar nicht erwarten, bis der würdige Herr wieder kommen werde. Der ließ auch nicht lange auf sich warten. Er sagte diesmal dem Zeisig, daß er etwas Großes vorhabe und dabei auf ihn rechne, weil er der Klügste und Gebildetste und Erste im Orte wäre; der Zeisig möge ihm aber auch ganz vertrauen und glauben und er würde bald wieder kommen. —

Der Zeisig hätte im Augenblick Alles geglaubt, was der Pastor gewollt, denn der konnte unmöglich etwas Falsches wollen: hatte er ja doch ihn, — ihn — den Klügsten, Gebildetsten und Ersten im Dorfe genannt und wollte mit ihm was Großes! — Das war am Samstag Morgen; am Samstag Abend, in der Zahlstunde, trieb er eifrig alle Arbeiter an, nur ja den andern Tag in die Kirche zu gehen: der Herr Pastor sei ein wackrer Mann. Das wirkte. Die zwei Besuche des Pastors beim Zeisig hatten diesen noch höher in Ansehen gebracht, auch keinen Neid erregt, weil der Zeisig schon hoch genug stand, um so etwas zu verdienen. Dann galten diese Besuche ja auch Einem wie dem Andern der

Arbeiter, weil der Zeisig doch immer Einer der Ihrigen war. — Die Kirche wurde diesmal so voll, wie seit Jahren nicht; und die Besucher waren seit Jahren nicht — man kann nicht sagen ergriffen, durchdrungen, reuig, oder dergleichen, nein; — erregt, wie heute. Die Rede des Pastors war so sonderbar-geheimnißvoll, so feurig und doch nicht brennend, wie neulich; so mystisch-dunkel, kurz, es war beinahe wie eine Art Geisterbeschwörung; und die Leute meinten, es müsse auch etwas ganz Besonderes, wenn auch gerade kein Geist, kommen; sie wußten gar nicht recht, was sie daraus machen sollten. Da mußte nun der Zeisig daran; der sollte deuten und erklären. Zum ersten Mal fühlte der Zeisig das Schwierige und Unangenehme einer Stellung, wie die seinige; er hatte eben so wenig verstanden wie die Andern; aber er durfte das doch nicht zeigen. Nach einigem Räuspern und mehren „Hm! hm!“ und nach einigen unverständlichen Redensarten, mit denen er die Leute etwas beruhigte oder vielmehr verblüffte, versprach er, die Rede sich noch einmal zu durchdenken, mit dem Herrn Pastor, wenn der ihn besuchen würde — und hier reckte sich der Zeisig ein wenig aus — zu besprechen und ihnen dann ganz genau zu erklären. — Das „die Rede noch einmal zu durchdenken“ fing der Zeisig auch sofort, als

er nach Haus gekommen, an, und dachte sie durch bis zum andern Tag, wo der Pastor wieder kam. Den bat er nun mit großem Eifer um eine nähere Deutung; worüber derselbe sehr erfreut schien.

„Ich habe solchen Eifer, solches Nachdenken von einem Manne, wie Ihr seid, schon vorausgesetzt und darum ein paar Büchlein mitgebracht, in denen Ihr die ganze Lösung findet. Leset dieselben aufmerksam durch und bereitet Euch dadurch zum Empfange Desjenigen vor, was ich Euch geben will." Dies waren die einzigen Worte des Pastors. Er legte die „Büchlein" mit einem vielsagenden Blick in die Hände des Zeisig und ging, denselben auf's Neue sehr geschmeichelt und erwartungsvoller, aufgeregter als je, zurücklassend. Der Weber konnte kaum erwarten, bis es anfing, dunkel zu werden — zu welcher Zeit gewöhnlich eine Viertel- oder halbe Stunde „gelunzt" wurde — um diese Zeit zum Lesen in dem Büchlein zu benutzen. Sogleich oder während der bestimmten Arbeitszeit dies zu thun, wäre Sünde, auch zu sehr gegen alle Gewohnheit gewesen. Er meinte aber doch, daß an diesem Tage es früher als sonst zu dunkeln beginne; und so las er wohl eine gute halbe Stunde in einem der Büchlein, las es ganz aus; und den andern Morgen, beim ersten Dämmerlicht, auch

das zweite. Die zwei Büchlein waren Muster der allberüchtigten Tractätlein, und namentlich von derjenigen Sorte, die mit schlauer Berechnung besonders für das rohere Volk geschrieben sind, indem sie durch dickfarbige Bilder seine Phantasie erregen und erhitzen; durch verständliche Gleichnisse und bekannte praktische Sprüchwörter ihm nahe treten und durch eine Menge großgedruckter Bibelstellen — mit Angabe, wo sie nachzuschlagen sind — ihm das Ganze als wahr und bewiesen erscheinen lassen.

Auf einen Menschen wie Zeisig, der immer gern denken wollte, aber nichts zu denken hatte und nun endlich froh war, dazu Gelegenheit gefunden zu haben, verfehlten jene Musterbüchlein am wenigsten ihre Wirkung: sie gingen ihm gar nicht mehr aus dem Kopf. Er sann hin und her. Er wollte sich zwar noch nicht gestehen, daß er wirklich ein so erschrecklicher Sünder sei, wie die Tractätchen ihn nannten; aber als der Pastor nun kam und erklärte, daß er selbst sich für einen solchen Sünder ansehe: da gab er schon einigermaßen zu, — kurz, da hatte der Teufel ihn schon bei einem Haar gepackt. Wir wissen aus dem Sprüchwort, was dann weiter geschieht — und um die Sache nicht zu lange auszuspinnen, — schon nach sechs Wochen war der Zeisig ein Mucker erster

Klasse; und alle Arbeiter waren Mucker. Man hörte jetzt den ganzen Tag von den Webstühlen herüber nur murmelndes Beten und widerwärtig-näselndes Psalmensingen. In der Fabrik selbst dagegen war es todtenstill; zogen jedoch die Leute Abends nach Hause, so gellte durch die ganze Haide hin ihr Choralgesang, und um so lauter, gellender, als sie ihre „Inbrunst“ den Tag über nicht äußern konnten. Das Dorf, die Wohnungen und die Menschen wurden dabei immer schmutziger; man hatte zum Reinigen und Ordnen nun gar keine Zeit mehr; das Beten und Singen nahm zu sehr in Anspruch. Es lag eine dumpfe, schmutzige Schwüle über Allen. Der Herr hatte also sein Spiel gewonnen; und jetzt sollte auch sein Hauptschlag kommen. An einem Samstag Abend wurde sämmtlichen Arbeitern, nach vorangeschickter Schilderung des schlechten Absatzes der Tücher, sowie der Theuerung der Rohstoffe erklärt, daß eine Verringerung sowohl des Tage- als des Webelohnes eintreten müsse. Wer damit nicht zufrieden sei, brauche nicht mehr für den Herrn zu arbeiten. Das war ein entsetzlicher Schlag für die armen Leute! Es gab ein Murmeln, dann ein Murren, ja sogar, trotz aller Frömmigkeit, hie und da einen Fluch. Und es hätte wohl noch mehr gegeben, wenn nicht rasch der Pastor dazwischen

getreten wäre. Diesen hatte der Herr als Reserve im Hintergrunde gehalten und schob ihn nun vor. Der heilige Mann sprach in dithyrambischer Begeisterung von christlicher Ergebenheit und Demuth, von der Richtigkeit der irdischen Güter, und Kasteiung des Leibes durch Entbehrung u. s. w. Er beschwichtigte, ja zerknirschte sogar die arme Menge und sie ging mit dumpfen Gebeten nach Hause.

Der Weber Zeisig empfand am meisten von Allen die Schmälerung des Lohnes. Denn er hatte 6 Kinder und eine Frau, und wenn auch Alle mit arbeiteten, so stand der angekündigte Abzug doch in gar keinem Verhältniß mit dem Verdienst. — Das lag nun dem Zeisig schwer auf der Brust; und daß er sich soviel Sorge darüber machte, ängstigte seine Frömmigkeit noch mehr. Um die Schuld seiner Kleingläubigkeit zu büßen, ordnete er für die ganze Woche allen Seinigen und sich selbst eine Stunde Gebet des Morgens, d. h. vor der Arbeitszeit, an. Aber Gewohnheit und Müdigkeit ließen Alle nicht früher aufstehen, als sonst: die Gebete mußten indessen gehalten werden. Da kamen denn Frau und Kinder die ganze Woche hindurch fast jeden Tag zu spät in die Fabrik. Er brachte ein kürzeres Stück fertig; und als der Samstag kam, gab es bei seiner Einnahme

einen verhältnißmäßig sehr bedeutenden Ausfall. Die wenigen Groschen, die er, als der Einzige von Allen, früher noch liegen hatte, waren für Tractätchen und für den Missionsverein drauf gegangen; er langte also bei dem Einkauf der wöchentlichen Lebensmittel nicht aus und der Herr Rath gab ihm „der Ordnung wegen“ keinen Vorschuß. Er klagte seine Noth dem Pastor und meinte auch wohl, daß das Beten an dem Elend schuld sei; dieser bewies ihm aber deutlich, daß es besser wäre, den Körper zu verderben, als die Seele nicht zu pflegen und daß er, der Zeisig, noch nicht fest genug im Glauben, noch ein verworfener Sünder sei. Darüber gerieth Zeisig beinahe in Verzweiflung; er wollte sich jetzt bestimmt im Glauben befestigen; aber er wollte auch für Frau und Kinder sorgen und das verlorne Geld wieder einbringen. So arbeitete er vier Nächte hintereinander und brachte das Versäumte beinahe halb ein. Um drei Uhr Morgens weckte er schon die Seinigen und trieb sie zum Beten an. So wurde dieses und doch auch die Arbeitszeit nicht versäumt. Die fünfte Nacht schlief er aber am Webstuhl ein: und als er in der Frühe erwachte, sah er mit Schrecken, daß er im „Schlafdusel“ viel dummes Zeug an der Weberei gemacht hatte. Da mußte die Arbeit von drei Stunden „ausgeschifft“ werden.

Die Nacht darauf wob er nicht, aus Furcht, es möchte ihm die Arbeit wieder nicht gelingen; aber er schlief auch nicht. Weil in voriger Nacht „das Fleisch ihn überwunden hatte“, wollte er durch dieses Wachen büßen. Wir wollen hier nicht die ganze Stufenleiter des grenzenlosen Elends durchlaufen, das über die Familie des Zeisig immer schrecklicher hereinbrach. Wir gehen gleich über zu dem Punkt, wo der Zeisig nach wieder durcharbeiteter Nacht an seinem Webstuhl halb todt zusammensank, wie er sich dann langsam wieder aufrichtete, in ein Grenzenloses, Leeres vor sich hinstarrte und auf den entsetzlichen Gedanken kam, daß doch wohl das viele Beten an seinem Unglück schuld sei. Heftig vor diesem Gedanken erschreckend, sank er kraftlos wieder zusammen.

In diesem Augenblick kam der Pastor. Er richtete den Weber ganz auf, der sich nun an den Webstuhl lehnte und dann dem Pastor sein ganzes Elend schilderte. Der Pastor hörte ihm ruhig zu; und als der Weber geendigt hatte, rief er aus: „Dank Dir, o heiliger Gott! daß Du diesen Bruder in Christo also hochwerth Deiner Gnade hältst und ihn also heimsuchst! O, mein Bruder! wen der Herr lieb hat, den züchtigt er! Darum falle auf die Knie und preise ihn!“ Wie entzückt, riß er den müden, schwachen Mann zu Boden und betete

vor, und jener betete nach, aber mit einer dumpfen, hohlen Stimme. Es ging ihm wüst im Kopfe herum; dann gerieth er fast in Verzweiflung und beichtete dem Pastor auch den sündlichen Gedanken, den er vorher wegen des Betens gehabt hatte. O, das war ja entsetzlich! Der Pastor, wie außer sich, malte dem Unglücklichen hundertfache Höllenstrafen vor, die ihn treffen würden; aber noch wäre es Zeit zur Rettung; er sollte sich züchtigen, geißeln bis auf's Blut! Und dabei zog der Pastor eine zusammengelegte Geißel von Pferdehaaren hervor: das sei ein Gott wohlgefälliges Werkzeug, und sogleich solle die Kasteiung geschehen. Der Weber war so gebrochen, daß er einestheils Alles mit sich machen ließ, was man wollte, und doch auch wieder so aufgeregt, daß anderntheils solche neue, wilde Arbeit seinen aufgeregten Nerven wahre dämonische Freude bereitete. Der Pastor entkleidete selbst des Webers Oberkörper und ließ dann die scharfe Geißel sausend auf die nackten Glieder schwirren, bei jedem Hieb einen Bibelspruch hersagend. Der Weber rührte sich nicht und man vernahm keinen andern Laut, als das wilde Murmeln phantastischer Gebete und das Klatschen der Geißel auf den nackten Körper. Wäre der Pastor nicht müde geworden, der Weber hätte noch länger ausgehalten; und

gleich als ob die Schläge ihn erkräftigt hätten, sprang er stark auf, kleidete sich an, setzte sich an den Webstuhl, wob rüstig und rasch das Stück fertig und ging damit eifrigen Schrittes zur Fabrik. — Aber, „Herr Gott im Himmel!“ rief er da plötzlich und zitterte krampfhaft: das kostbare Stück war voll Blut!! — Die Geißel des Pastors hatte auch seinen Oberarm getroffen, so daß Blut kam; und während der Bewegung des Webens war noch mehr Blut geflossen und durch den Aermel des Wammses in die Fäden hineingetropft, so daß es gleichsam mit verwebt worden war. Das hatte er im Eifer nicht gesehen, nicht einmal beim Abnehmen und Aufrollen. Erst jetzt glänzte es ihm roth entgegen, und er meinte, jeder Fleck sei ein tiefes, schwarzes Grab. So entsetzlich geängstigt war er.

Der Zorn des Herrn Rath war grenzenlos; er packte den Weber bei der Brust und schrie: „Mein Stück! mein schönes, kostbares Stück! Ihr sollt mir's bezahlen! bezahlen!“ — Der Weber stürzte dem Herrn Rath zu Füßen und flehte — flehte, bis er plötzlich in convulsivischen Zuckungen der Länge nach auf dem Boden lag, aber krampfhaft den Rock des Herrn erfaßt hatte; dieser riß sich unwillig los und verließ den Unglücklichen, der von mitleidigen Arbeitern nach Hause

gebracht wurde. Die Stärke, die er nach der Kasteiung gezeigt, war nur ein Fieber gewesen, das ihn jetzt furchtbar anpackte, so daß er fast acht Tage lang nicht zur Besinnung kam. Als diese ihm wiedergekehrt, da hätte er beinahe gewünscht, es wäre nicht geschehen. So viel Jammer und Elend sah er in seinem Hause.

Da kam es auf einmal ganz sonderbar über den Weber. Er richtete sich hoch auf, sein Gesicht wurde nach und nach wie verklärt und die Augen strahlten in einem ganz seltsamen Glanze. Er kleidete sich, ungeachtet aller Bitten seiner Frau, an, und ging hinaus. Die Frau hätte ihn gewiß festgehalten, wenn sie gekonnt hätte; aber dazu war sie selbst zu matt vor Arbeit und Entbehrungen. Zudem wies er sie ab mit den Worten: „Der Geist ist über mich gekommen!" Und sie glaubte es, da er gar seltsam aussah. — Er ging festen Schrittes zum Pastor, der im ersten Augenblick nichts anders meinte, als der Geist des Zeisig wäre da. Dieser aber trat dicht vor den Pastor hin und fragte: „Herr Pastor, hab' ich auch das jetzige, noch viel schrecklichere Elend verdient?"

„Welche Frage?! — versteht sich!"

„Haben es auch meine Frau und meine Kinder verdient?"

„Wir Alle — Alle — verdienten noch weit größeres Elend, ob unserer schrecklichen Sündhaftigkeit.“

„Also wir sind wirklich Alle so in Grund und Boden schlecht und verworfen?“

„Verworfen! elend! schlecht! sündhaft!“

„Warum denn aber leben wir?“

„Das ist ja eben die hohe Güte und Gnade des barmherzigen Gottes, daß er uns trotz unserer Sündhaftigkeit das Leben schenkt.“

„Also das Leben ist wirklich ein kostbares Geschenk?“

„Das kostbarste!“

„Und wir verdienen das also nicht?“

„Nein! nein! wir sollen nur streben, es zu verdienen; aber nie wird es uns gelingen!“

„Ich danke Ihnen, Herr Pastor, für die gefällige Belehrung, guten Tag!“ — Mit diesen Worten verließ er ganz ruhig den etwas verwunderten Pastor und trat ebenso ruhig zum Herrn ein. Dieser hatte schon einigemal fragen lassen, ob der Zeisig wieder arbeite und wie er sich unterstehen könnte, krank zu werden, wenn er seine Schuld abarbeiten müsse? — Als Zeisig nun zu ihm eintrat, wunderte er sich der schnellen Besserung, fragte aber doch:

„Nun — ist das Faullenzen jetzt aus?“

„Ja, Herr! — ich komme eigentlich, etwas zu fragen; nämlich, ob Sie mir den noch restirenden Ersatz wegen des fleckigen Stückes nicht erlassen wollten?“

„Unsinn! Tollheit!“

„Also durchaus nicht?“

„Geht! geht! guten Tag.“

„Noch eins, Herr: könnt Ihr dann nicht wenigstens so viel thun, daß ich den Ersatzabzug erst später, etwa nach 4 Monaten, leiste, — damit ich mich jetzt erst wieder zurecht arbeiten kann und nicht so viel Schaden auf einmal kommt?“

„Nein!“

„Also durchaus nicht?“

„Geht! Geht!“

Zeisig ging so ruhig fort, wie er gekommen war. Er hatte nun abgeschlossen mit sich, und zwar so: „Hat der Herr Pastor recht, daß wir unser schreckliches Elend verdienen, und daß das Leben eine köstliche Gabe ist, die wir nicht verdienen: so ist es ein gutes, demüthiges Werk, diese Gabe dem lieben Gott freiwillig zurückzugeben. Hat er nicht recht, verdienen wir das Elend nicht, und ist das Leben keine kostbare Gabe: so ist es ein großes Versehen vom lieben Gott, daß er uns

mit dem schrecklichen Elend in das Leben gesetzt hat, und dann ist es eine gute Handlung, dies Versehen wieder gut zu machen, indem wir mit unserem Leben unser Elend vertilgen — ein Elend, das mit jedem Tage noch wachsen wird."

Wie es an diesem Abend Schlafenszeit war, befahl Zeisig allen Kindern, im Zimmer zu bleiben und darin die Nacht auf ausgebreitetem Stroh zu schlafen. Das gab nun zwar große Verwunderung; aber sie waren in letzter Zeit des Seltsamen am Vater gewohnt und meinten, daß diese Anordnung wieder vom Geist eingegeben sei. — Um Mitternacht stand Zeisig ganz leise auf, überzeugte sich, daß Alle fest schliefen, holte einige dicke Steinkohlen herein, glimmte sie an, verstopfte alle Thür- und Fensterritzen und setzte sich dann feierlich an den Webstuhl, einen Psalm David's leise vor sich hinsingend. Der immer stärker und stärker sich entwickelnde tödtende Dunst der Steinkohlen war ihm dabei ein heiliger Tempelweihrauch.

Das war die Geschichte, die der Pfarrer Heister erlebt, das war die Vergangenheit, die er schon hinter sich hatte. Und sie hatte im Dorfe Nußbaum eine dumpfbrütende, schrecklich dräuende Gährung erzeugt. Es war herumgesprochen, daß der Pfarrer den Zeisig

blutig gegeißelt, und daß dieser dadurch in so entsetzliches Unglück gebracht worden. Es war herum gesprochen, daß der Zeisig den Pfarrer noch am Tage des schrecklichen Unglücks besucht habe, und man wisperte einander zu, er sei von dem Pfarrer zu seiner Verzweiflungsthat angetrieben worden. Und wie es denn bei solchen Gelegenheiten stets ist; man wisperte bald immer mehr und mehr; zuletzt die unglaublichsten Dinge. Mit einem Handumdrehen war die so fromm gemachte, doch dadurch auch leidenschaftlich aufgeregte Gemeinde von schrecklichem Haß und Argwohn gegen ihren Pfarrer erfüllt. Der bestürzte Herr Commerzienrath sah sich selbst von den schlimmsten Ausbrüchen der Leidenschaften bedroht; der Pfarrer mußte rasch entfernt werden, und als ein Mann nach dem Herzen der Regierung, gelang es dem Commerzienrath auch bald, den wilden, heißen Streiter für den Herrn provisorisch nach Wießbach octroyirt zu sehen.

Der Commerzienrath aber gebrauchte für sein Weberdorf jetzt mehr denn je einen Streiter für den Herrn; indessen einen erfahrenern, gewiegteren. Und siehe! da erschien ihm nach langem Harren und Suchen und nach immer größerer Verwilderung seiner frommen Gemeinde, wie ein Retter in der Noth, der — General-

Superintendent Krummbaum. Für seine wichtige Stelle in Gunzbach war derselbe unmöglich geworden, wenigstens für jetzt noch: man mußte ihn bis auf Weiteres zur Disposition stellen. Aber Krummbaum fühlte den unbändigsten Drang zu wirken; sei es auch, wo es sei; die kleinste Stelle, die niedrigste Würde sollte ihm die liebste sein, wenn er nur wirken, wirken könnte. Die Stelle in Nußbaum wurde ihm angetragen, und er nahm sie sofort an. Er zog nur mit dem Allernothdürftigsten ein; und nur vier Sachen waren ihm dabei vor Allem wichtig: Bibel, Gesangbuch, der Shakespeare'sche Kaufmann von Venedig — und ein altes, großmächtiges Schwert, das er sich irgendwo heimlich zu verschaffen gewußt; es sollte ihm sein das Schwert Gideon's, womit er das wahrhaftige Gottesreich der christlichen Liebe, Freiheit und Gleichheit wieder erkämpfen wollte, im Geist des allgewaltigen Cromwell, des wahrhaftigen Propheten vor dem Herrn. Und wahrhaft wundersam und ganz unerklärlich wirkte schon nach wenigen Tagen sein Erscheinen in Nußbaum. Die wildaufgeregten Gemüther waren wie durch Zaubersprache beruhigt worden, und der Commerzienrath Hartern war selig.

Ende des dritten Theiles.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.